Erinnerungen an meinen Vater

IRMA THÄLMANN

ROBINSONS BILLIGE BÜCHER BAND 31

IRMA THÄLMANN

Erinnerungen an meinen Vater

DER KINDERBUCHVERLAG BERLIN
1976

Printed in the German Democratic Republic
Издано в Германской Демократической Республике
Lizenz-Nr. 304–270/412/76–(455)
Satz und Druck: Karl-Marx-Werk Pößneck V 15/30 · 15. Auflage
LSV 7512
Für Leser von 10 Jahren an
Best.-Nr. 628 141 8
EVP 2,– M

Ernst Thälmann

Am 25. August 1952 wurde der Organisation der Jungen Pioniere das Recht verliehen, den Namen Ernst Thälmann zu tragen. Dieses Recht ist zugleich eine hohe Auszeichnung, die alle Jungen Pioniere verpflichtet, stets dem Vorbild Ernst Thälmanns, des unvergeßlichen Führers der deutschen Arbeiterklasse, nachzueifern.

In diesem Büchlein erzählt die Tochter Ernst Thälmanns davon, wie ihr Vater gearbeitet, gekämpft und gelitten hat, aber auch, wie er mit Kindern glücklich sein, wie er lachen, scherzen und sich freuen konnte. Diese kleinen Erzählungen geben allen Jungen Pionieren ein lebendiges und anschauliches Bild von der Größe Ernst Thälmanns, der ganz in der Arbeiterklasse und in seinem deutschen Volke wurzelte.

Ernst Thälmann war ein Kind des werktätigen Volkes. Er lernte früh Not und Arbeit, Leiden und Freuden der schaffenden Menschen kennen. Bereits während seiner Schulzeit mußte er dem Vater bei der Arbeit helfen und so zum Lebensunterhalt der Familie beitragen. Dennoch war Ernst Thälmann in der Schule ein ausgezeichneter Schüler. Nach Beendigung der Schulzeit führte ihn sein Lebensweg in die Reihen der Transportarbeiter des Hamburger Hafens. Bald wurde er Vertrauensmann seiner Kollegen, Gewerkschafts- und Parteifunktionär. Stets und überall vertrat er uneigennützig und mutig die Interessen seiner Kollegen und der ganzen deutschen Arbeiterklasse. Er setzte sich für bessere Löhne und bessere Arbeitsbedingungen seiner Kollegen ein, er kämpfte gegen den preußisch-deutschen Militarismus und gegen das blutige Gemetzel des ersten Weltkrieges, für den Sieg der Revolution von 1918 und den Sturz der kriegsschuldigen Herrschaft des Großkapitals und des Junkertums. Er stand mit an der Spitze des Aufstandes der Hamburger Arbeiter, die der furchtbaren Not der Nachkriegsjahre durch die Errichtung einer Arbeitermacht ein Ende setzen wollten.

Getragen vom Vertrauen der Arbeiterklasse, wurde Ernst Thälmann 1923 zum Mitglied des Zentralkomitees und etwa drei Jahre später zum Vorsitzenden der Kommunistischen Partei Deutschlands gewählt. Unter Führung Ernst Thälmanns organisierte und führte die Kommunistische Partei Deutschlands große Massenkämpfe der Arbeiter gegen Not und Rechtlosigkeit. Ernst Thälmann warnte das deutsche Volk vor der Gefahr des Faschismus, der es in einen zweiten Weltkrieg stürzen würde. Als die Faschisten Ernst Thälmann verhafteten und in den Kerker warfen, konnten keine Peinigungen und Folterungen seine Standhaftigkeit brechen. Er blieb auch in den dunklen Jahren der Hitlerherrschaft den deutschen Arbeitern das Vorbild des unbeugsamen Widerstandes gegen die verbrecherische Hitlerherrschaft.

Jeder Junge Pionier muß also danach streben, der Arbeiterklasse so selbstlos und tapfer, so unermüdlich und treu zu dienen wie Ernst Thälmann, der nach elfjähriger Kerkerhaft von den Hitlerschergen ermordete Führer der Kommunistischen Partei Deutschlands.

Als sich die russischen Arbeiter und Bauern im Jahre 1917 gegen die Fortdauer des Krieges erhoben und in der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution siegten, war das für Ernst Thälmann eine große Lehre, wie der Kampf für den Sieg des Volkes und den Frieden zu führen ist. Er wurde ein treuer Freund der Sowjetunion. Wladimir Iljitsch Lenin, den Gründer und Führer der revolutionären Partei der russischen Arbeiterklasse, betrachtete er als einen unvergleichlichen Lehrmeister.

Jeder Junge Pionier und jeder Schüler muß danach streben, so unermüdlich wie Ernst Thälmann von Lenin zu lernen, so gründlich wie er den sozialistischen Aufbau in der Sowjetunion zu studieren, ein ebenso treuer und verläßlicher Freund der großen sozialistischen Sowjetunion zu sein, wie Ernst Thälmann es war.

Ernst Thälmann war von der festen Gewißheit erfüllt, daß dem

deutschen Volke nur in enger Freundschaft mit der großen sozialistischen Sowjetunion eine glückliche Zukunft gesichert ist. Darum war er stets bestrebt, auf politischem, wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet freundschaftliche Beziehungen zwischen dem deutschen Volk und den Völkern der Sowjetunion herzustellen. Er erkannte sofort, daß Hitlers Überfall auf die Sowjetunion das schwerste Verbrechen am deutschen Volke selbst war. Nicht eine Sekunde hat Ernst Thälmann daran gezweifelt, daß der Krieg nur mit dem Siege der Sowjetunion und der Niederlage Hitlerdeutschlands enden konnte.

Die Nazimörder konnten Ernst Thälmann zwar töten, aber er hat dennoch gesiegt. Als die ruhmreiche Sowjetarmee das Hitlerreich zerschlug, da siegten auch Thälmanns Ideen. Als die beiden Arbeiterparteien die verderbliche Spaltung überwanden und sich zur Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands vereinten, da geschah das im Geiste Ernst Thälmanns. Als mit der Gründung der Deutschen Demokratischen Republik der erste deutsche Staat der Arbeiter und Bauern geschaffen wurde, da war das ein Sieg der großen Ideen, für die Ernst Thälmann gelebt und gearbeitet, gekämpft und gelitten hat.

Das Vermächtnis dieses großen deutschen Arbeiterführers heilig zu halten und nach besten Kräften zu erfüllen, ist Ehrenpflicht jedes Thälmann-Pioniers.

W. Pieck

Berlin, 21. Dezember 1953

SOLIDARITÄT

Meine Eltern erzählten mir oft, welch große Armut herrschte, als ich am 6. November 1919 geboren wurde. Er war in Hamburg-Eppendorf, in der Siemssenstraße 4. Auf der Straße lag tiefer Schnee. Die Eltern hatten keine Kohlen und kein Holz, so daß die Wohnung eiskalt war. Um mir und meiner Mutter ein wenig Wärme zu spenden, wurde in der Küche der Gaskocher angesteckt. Die Mutter stillte mich bei dieser kleinen Flamme und schüttelte sich dabei vor Kälte. Unser Vater stand oft mit geballten Fäusten in der Küche und sagte: „Rosa, das muß anders werden. Millionen frieren so wie unsere Kleine und du. So wie ich arbeitslos bin, sind fast alle Hafenarbeiter und Millionen Deutscher arbeitslos."

Die Genossen besuchten den Vater, und jeder brachte, als sie diese große Not sahen, Holz und Kohlen mit. So wurden meine Geburt und meine ersten Lebenstage von der Freundschaft und Liebe der Hamburger Arbeiter erwärmt.

BEI UNS WURDE EINGEBROCHEN

Bei uns gab es immer viel Aufregung, und ich erinnere mich noch an ein Ereignis, das damals auf mich einen großen Eindruck machte: an den Einbruch, der bei uns im Jahre 1922 verübt wurde. Vater und Mutter waren in einer Versammlung. Da drangen unbekannte Männer

in die Wohnung ein und wühlten in den Schränken und im Schreibtisch herum. Ganz offenbar suchten sie Dokumente und politisches Material der Kommunistischen Partei Deutschlands.

Ich habe dabei ganz ruhig geschlafen.

Als die Eltern von der Versammlung nach Hause kamen, weckten sie mich und fragten mich in großer Erregung immer wieder: „Wer war denn hier?"

Aber ich konnte keine Auskunft geben. Die bestürzten Gesichter der Eltern sind mir im Gedächtnis haftengeblieben.

ERNST THÄLMANNS LEBEN WAR STETS IN GEFAHR

Wir wohnten parterre, und unser Fenster stand in der warmen Jahreszeit am Abend meistens offen. Im Juni des Jahres 1922 warfen eines Nachts Angehörige der faschistischen Mordorganisation „Consul" auf das Fensterbrett des Wohnzimmers eine Handgranate. Bei der Explosion wurden die Scheiben zertrümmert und die Fensterrahmen herausgerissen.

Meine Mutter und ich lagen im Bett. Unser Schlafzimmer lag nach vorn heraus, war aber durch einen Mauervorsprung geschützt, darum passierte uns nichts. Als Vater mit den Genossen von der Versammlung kam, konnten sie nur noch die Explosivstoffe, die außerdem durch das Fenster geworfen worden waren, vernichten. – Damals schon wollten die Faschisten den Arbeiterführer Ernst Thälmann töten.

Mein Vater konnte sehr energisch werden. Das zeigt ein Vorfall, an den ich mich gut erinnere und über den wir auch später noch lachten. Der Vater kam spät, um zwei Uhr nachts, von einer Versammlung in einem Vorort Hamburgs. Gegenüber unserem Hause stand ein Mann und starrte auf unsere Haustür und die Fenster. Vater ging auf ihn zu und faßte ihn sofort am Kragen. Nur durch das Hinzukommen eines anderen Genossen wurde die Sache richtig aufgeklärt: Die Genossen hatten festgestellt, daß von Kapitalisten gekaufte Subjekte ständig auf der Straße und vor unserem Hause herumlungerten. Darum hatten sie tagelang, ohne es dem Vater zu sagen, eine Wache in der Nähe unseres Hauses aufgestellt; besonders dann, wenn Vater spät vom Bahnhof nach Hause ging. Die Genossen haben den ganzen Weg überwacht, damit Vater nichts passieren sollte. Vater sprach danach mit den Genossen. Er wollte von allem unterrichtet werden.

Unsere Wohnung lag so ungünstig, daß die Mordbanditen es leicht hatten, auf Ernst Thälmann Jagd zu machen. Vater beauftragte darum die Mutter, eine neue Wohnung zu suchen. Aber es dauerte lange, bevor sie eine fand. Kein Hausbesitzer wollte uns haben.

Bei der Besichtigung einer Wohnung in der Tarpenbeckstraße sagte Vater: „Die wird genommen." Der Hausbesitzer äußerte Bedenken, aber Vater unterhielt sich mit ihm, sie wurden einig, und wir zogen in die Wohnung ein.

Im Oktober des Jahres 1923 war der große Hamburger Aufstand. Mein Vater leitete ihn. Die Arbeiter in Hamburg kämpften um Arbeit und Brot. Sie kämpften gegen die unerhörte Unterdrückung – für die Freiheit und den Sozialismus.

Unsere Wohnung war ein Sammelplatz für die Kämpfenden. Im ganzen Hause wurde, wie in vielen Hamburger Arbeiterhäusern, für die kämpfenden Arbeiter gekocht. Frauen und Kinder halfen Barrikaden bauen. Die Hamburger standen auf seiten der Arbeiter.

Ich lief auf die Straße, und eine Kugel pfiff direkt an meiner Brust vorbei. Ein Arbeiter nahm mich am Arm und brachte mich zur Mutter, die aber jetzt keine Zeit für mich hatte.

Der heldenhafte Kampf in Hamburg war ein Beweis für die Kraft und den Mut der Arbeiter und zeugte von der militärischen Klugheit der Arbeiterführer.

Mein Vater sagte später von seinen Mitkämpfern: „Sie standen drei Tage und drei Nächte. Sie griffen an, sie fielen, sie wichen zurück, aber sie ergaben sich nicht."

Der Hamburger Aufstand scheiterte, weil die Arbeiter in ihrem Kampf allein blieben. Die verräterischen SPD-Führer und einige Verräter in der Führung der KPD hatten ein Übergreifen des Kampfes auf ganz Deutschland verhindert. Darum haben die Hamburger Arbeiter nach drei Tagen erfolgreicher Kämpfe den Aufstand abgebrochen. Nun wurden in Hamburg Mas-

Ernst Thälmann als dreizehnjähriger Schüler

Johannes Thälmann, der Vater von Ernst

Ernst und Rosa Thälmann im Jahre 1915

Nach seiner Rückkehr aus dem ersten Weltkrieg war Ernst Thälmann (×) als Notstandsarbeiter tätig

Ernst Thälmann als Soldat des ersten Weltkrieges

Irmas erster Schultag

sen von Arbeitern und Arbeiterfrauen verhaftet. Aber trotz Verfolgung und Terror durch die Söldlinge der Kapitalisten herrschte in Hamburg wohl Trauer um die Toten, aber keine Mutlosigkeit. Unermüdliches Ringen um die Einheit der Arbeiterklasse, unermüdliche Aufklärung aller Werktätigen über die Notwendigkeit des Kampfes für ein besseres Leben, das waren die Lehren aus dem Hamburger Aufstand.

GEDENKSTUNDE FÜR DIE BARRIKADENKÄMPFER VON 1923

Am 9. November 1923 fand auf dem Ohlsdorfer Friedhof in Hamburg eine große Gedenkkundgebung für die im Oktober gefallenen und zu Tode gequälten Arbeiter und Arbeiterinnen statt. Es war ein gewaltiger Aufmarsch. Die Polizei hatte gegen Vater einen Haftbefehl erlassen, aber die Parteileitung beschloß: „Trotz Verbot spricht Ernst Thälmann!"

Die Arbeiter und Arbeiterinnen Hamburgs zogen unaufhörlich zum Friedhof. Mutter hatte mich mitgenommen. Die Demonstrationszüge wurden von Überfallkommandos bedroht; vor dem Friedhof standen Lastwagen mit schwerbewaffneten Polizisten, und auch berittene Polizei war aufgeboten worden. Auf dem Friedhof waren Kriminalbeamte und Polizeispitzel postiert.

Die Parteileitung hatte jedoch alle Vorbereitungen des Aufmarsches, das Programm der Kundgebung und die Sicherheit der Veranstaltung bis ins kleinste organi-

siert. Jeder Genosse, der zum Schutz Ernst Thälmanns eingesetzt war, wußte genau seinen Platz und kannte seine Aufgabe. Jeder war bereit, dafür zu sorgen, daß die Rede nicht gestört wurde und daß Genosse Thälmann nach der Rede unversehrt den Ohlsdorfer Friedhof verlassen konnte.

Mein Vater war nirgends zu sehen. Ich habe mir die Augen ausgeschaut – auf einmal, mitten in der Kundgebung, brach ein Jubel los, und im selben Moment hörte ich Vater zu uns sprechen. Alle Trauer war minutenlang vergessen.

Unter großer Begeisterung sprach Vater zu den Werktätigen von Hamburg. Dann sah ich nicht, wo er blieb.

Unbemerkt, so wie er gekommen war, verschwand er wieder. Die Massen der Arbeiter deckten ihn. Die Kette der Genossen, die die Kundgebung schützten, war nicht zu durchbrechen.

Später einmal hörte ich, wie Fiete Schulz, Jonny Schehr, Edgar André und einige andere Genossen mit dem Vater über den Aufstand sprachen. Sie berichteten, daß die Polizei Panzerwagen eingesetzt hatte und wie heldenmütig die Panzerwagen von den Arbeitern unschädlich gemacht worden waren. Wenn die Polizei ein Haus besetzte, kam sie fast überall in ein leeres Nest. Überall entstanden Barrikaden, von Frauen und Kindern gebaut. Sie nahmen dazu Steine, Gartenzäune, Bäume – einige Frauen schleppten sogar ihre Möbel herbei.

Die Arbeiter hatten wenig Gewehre und wenig Munition, aber einen eisernen Willen und einen harten Mut, Kampfentschlossenheit und straffe Disziplin.

Bei den Polizeitruppen gab es große Verluste. Ich vergesse nicht, wie Vater sagte: „Die Arbeiter nahmen ihren Kampf zu Hause auf. Die gesamte Familie kämpfte. Von den Arbeiterwohnungen aus, von den Dächern der Mietskasernen herab wurden die Söldlinge beschossen."

Unter der Polizei war große Verwirrung. Vater sprach von einem „zähen Partisanenkampf der Arbeiter".

Ich habe vieles von diesem Kampf vergessen, aber warum dieser Kampf geführt wurde, das hat sich fest und für mein ganzes Leben eingeprägt.

Die Arbeiter, die nach dem Aufstand verhaftet wurden, und andere, die in die Illegalität flüchten mußten, ließen ihre Familien zurück. Ein großer Teil der Kinder aus diesen Familien war mit mir im Pionierverband. Ich lernte ihr Zuhause kennen. Es war erschütternd. Da gab es Familien mit fünf und sechs Kindern, die nur eine Stube hatten oder Stube und Küche. Immer schliefen mehrere Kinder in einem Bett. Die Väter hatten so wenig verdient, daß sich die Kleinen noch nicht einmal an Brot satt essen konnten. Fleisch, Obst oder Milch – das waren Seltenheiten. Die älteren Kinder mußten die jüngeren Geschwister versorgen, die Mütter konnten die Säuglinge nicht stillen, die Neugeborenen siechten dahin. Die Mütter mußten mitverdienen. Früh gingen sie zur Arbeit, und spät, wenn alle schlie-

fen, kamen sie zurück. Die Frauen erhielten die schwerste Arbeit und nur die Hälfte des Lohnes der Männer. Es herrschte eine große Arbeitslosigkeit.

Die Hamburger Arbeiter hatten dieses Elendsdasein satt. Sie hatten in einem Kampf nichts zu verlieren. Wenn sie aber Sieger in diesem Kampf geworden wären, dann hätte es in Deutschland keinen Faschismus gegeben und keinen Bombenkrieg, sondern ein neues und besseres Leben.

Groß und schön war die Hilfe der werktätigen Menschen für die Hamburger Arbeiter. Zum Weihnachtsfest 1923 nähten Frauen in vielen Ländern Wäsche und Kleider als Geschenke für die Kinder der Gefallenen und Geflüchteten. Hamburger Pioniere suchten diese Kinder in ihren Wohnungen auf, warben sie für die Pionierorganisation und nahmen sie mit zu ihren Ausflügen. Die Kinder, deren Väter oder Mütter Arbeit hatten, bezahlten das Fahrgeld für die Mädchen und Jungen, deren Väter oder Mütter flüchtig oder eingekerkert waren.

Einmal wurde bekanntgegeben: Fünfzig Kinder fahren nach Holland! Die Internationale Arbeiterhilfe Hollands hatte für unsere Hamburger Kinder, deren Ernährer verhaftet, flüchtig oder ermordet waren, Ferienplätze beschafft. Dann wurde mitgeteilt: Eine große Gruppe von Kindern fährt in die Sowjetunion! Da gab es frohe Gesichter. Die Kinder fuhren alle so, wie sie immer angezogen waren, ärmlich und ohne jede Habe. Sie kamen neu eingekleidet wieder, mit Koffern und Paketen, und viele Kinder brachten für die Ge-

schwister noch etwas mit. Die Solidarität der Arbeiter und Arbeiterinnen der ganzen Welt war etwas Großes für uns Kinder.

DIE PARTEI – DIE GROSSE FAMILIE

Eines Tages wurde Mutter sehr krank, und es war bei uns große Not, es fehlte an allem. Mutter bat Vater sehr, er möge doch wenigstens an diesem Abend bei ihr bleiben. Vater lief zuerst ratlos im Schlafzimmer auf und ab, und ich schaute ihn bittend an.

Er sagte: „Rosa, in Wilhelmsburg warten Hunderte von Arbeitern auf mich. Sicher sind darunter auch Arbeiter, die zu Hause solche Sorgen haben wie wir, bei denen vielleicht auch die Kinder oder die Frau schwerkrank sind. Sie warten auf mich, und ich muß zu ihnen sprechen. Ich muß ihnen den Weg zeigen. Verstehst du das? Allein will ich dich nicht lassen. Ich gehe zu einer Genossin und werde sie bitten, daß sie zu dir kommt. Es ist eine gute Genossin, und ich weiß, sie wird kommen."

So war es auch. Für mich war es ein Fest; denn als die Genossin kam, spielte sie mit mir, und sie brachte mir auch etwas mit.

Bei uns zu Hause hörte ich meinen Vater und die Genossen oft von der „großen Familie" sprechen. Damit meinten sie die Partei. Als ich nach vielen Jahren meinen Vater im Gefängnis besuchte, stellte er Fragen über die Familie. Da wußte ich sofort, daß er nicht

Mutter oder jemand unserer eigenen Familie, sondern die Partei meinte. So konnte ich dem Vater von vielen Genossen berichten: was der eine oder der andere machte, ob er verhaftet war oder ob er arbeitete.

Mein Vater liebte besonders die Hamburger Arbeiter und Genossen. Ich habe ihn einige Male gefragt: „Warum ziehen wir nicht nach Berlin, wo du doch jetzt in Berlin arbeitest? Da wären wir jeden Abend zusammen." Er aber sagte: „In Hamburg sind die Hafenarbeiter. Sie sind unsere lieben Freunde, und wir wollen nicht ohne diese Freunde leben. Ich freue mich, wenn ich bei der Arbeit an euch denke; dann denke ich zugleich an Hamburg und an den Hafen und an alle lieben Genossen, die so tapfer mit mir kämpfen. Deshalb wollen wir in Hamburg wohnen bleiben."

Ich verstand das auch und war immer sehr froh, wenn Vater nach Hause kam.

DIE ARBEIT MACHT FREUDE

Wenn Vater zu Hause war, saß er abends oft noch am Tisch und arbeitete. Ich sagte ihm dann „Gute Nacht" und ging ins Bett.

Wenn ich morgens aufstand, um in die Schule zu gehen, saß er noch immer arbeitend vor seinen Büchern. Mutter sagte dann: „Wenn du fertig angezogen bist, darfst du hineingehen und Vater bitten, daß er mit uns Kaffee trinkt."

An solchen Tagen war Vater immer so fröhlich. Er

hob mich hoch, wirbelte mit mir zum Kaffeetisch, und dann erzählte er von der Arbeit.

Vater schrieb alles mit der Hand. Ganze Nächte hindurch saß er und schrieb alles auf, worüber er in den Versammlungen, in den Sitzungen sprechen wollte und was er in der Zeitung zu sagen hatte.

Mein Vater hat sehr viel gelesen. Er studierte eingehend die Werke von Marx und Engels und besaß alle Lenin-Bände. Stets notierte er sich, was er gelesen hatte. Er entnahm den Büchern wichtige Zitate, erläuterte sie in der Zeitung oder in seinen Reden den deutschen Arbeitern und fügte seine eigenen Gedanken hinzu. Oft kamen Genossen zu Vater. Mit ihnen sprach er das Gelesene durch. Ich hörte einmal, wie er dem damals jungen Genossen Jonny Schehr, nachdem er ihm aus dem Kopf einige wichtige Sätze von Lenin zitiert hatte, empfahl:

„Höre gut zu! Das ist für uns geschrieben! Wir müssen in der Partei viel mehr lernen. Unser Vorbild ist hierbei die Kommunistische Partei der Sowjetunion. Unsere Fehler entstehen zum großen Teil nur deshalb, weil unsere Genossen nicht genügend den Marxismus-Leninismus studieren und anwenden."

Vater hörte nie auf mit dem Studium. Ständig arbeitete er an der Vervollkommnung seines Wissens. Ich sah ihn nie müßig. Aber er durfte bei der Arbeit nicht gestört werden, und wir ließen auch, wenn er Wichtiges zu tun hatte, keinen Genossen zu ihm. Er brauchte nur zu sagen: „Rosa, es darf mich vor morgen früh niemand stören." Das verstanden wir und seine Freunde auch.

Wenn Vater in Hamburg oder in der Nähe von Hamburg zur Versammlung ging, dann durfte ich ihn manchmal begleiten. Aber niemals hat uns Vater zu dem Eingang mitgenommen, wo die Genossen auf ihn warteten.

Wir hatten einmal in Hamburg im Zirkus Busch eine große Feier zu Ehren der Oktoberrevolution. Mutter zog mich festlich an, und zu dritt ging es zum Zirkus Busch. Vater verabschiedete sich von uns vor dem Zirkus, und weg war er. Mutter und ich standen zwischen Tausenden von Arbeitern. Ich kleines Gör wurde fast zerdrückt, bis mich ein Genosse auf die Schultern nahm und in den Versammlungsraum trug.

Wir waren ein Teil der großen Familie, der Partei, und von uns verlangte Vater äußerste Disziplin und Bescheidenheit.

Als ich ganz klein war, wurde ich schon von der Mutter dazu erzogen, daß ich nichts fragen durfte, daß ich stundenlang allein spielen und dabei schweigen mußte, wenn Vater am Tisch saß und studierte oder an seinen Reden und Aufsätzen arbeitete.

Die Nachbarschaft war immer neugierig. Kaum konnte ich sprechen, da kamen, wenn ich auf der Straße war und mit den Kindern spielte, manchmal Genossen oder auch fremde Menschen, um mich nach Vater und seiner Arbeit zu fragen. Aber ich habe niemals geantwortet, sondern ich sagte stets: „Bitte gehen Sie zu meiner Mutti, ich weiß es nicht.“ Auch als mein Vater in Berlin arbeitete und ich längst zur Schule ging, woll-

ten mich Lehrer und Unbekannte oft nach ihm ausfragen. Ich erklärte immer: „Sie müssen sich entweder bei meiner Mutter erkundigen oder zum Büro der Kommunistischen Partei gehen. Ich kann darüber nicht sprechen." Mutter hatte mir erklärt: „Du darfst mit allen Kindern spielen und dich mit ihnen über deine Angelegenheiten unterhalten; aber du mußt heute schon lernen, daß du von der Arbeit des Vaters und von der Partei, vom Besuch der Genossen, von allem, was du siehst und hörst, wenn sich Vater mit Freunden unterhält, nicht sprechen darfst. Du darfst nicht schwatzhaft werden."

Manchmal haben die Genossen dem Vater erzählt, daß ich keine Antwort gegeben hatte, dann sagte er jedesmal: „Das ist richtig. Selbst die Genossen müssen sich daran gewöhnen, daß du niemandem Auskunft geben darfst."

DAS ROTE HALSTUCH

Mit sechs Jahren wurde ich in die Organisation der Roten Jungpioniere aufgenommen. Eigentlich konnte man damals erst mit neun Jahren Pionier werden. Aber ich hatte Vater und Mutter lange darum gebeten, und die Pioniere in Hamburg hatten versichert, daß sie sich freuen würden, wenn die Eltern mich in die Pioniergruppe schickten. Jetzt war ich ein Pionier. Das war für mich eine große Ehre. Ich fehlte nie.

Wir hatten auch ein Sommerlager. Es war in einer alten Scheune in Horst an der Seeve. Dorthin sind wir

40 km zu Fuß mit Sack und Pack marschiert. Geld zum Fahren hatten wir selten. Unsere Organisation war arm, und die Arbeiter auch. Mein Rucksack wurde immer von den älteren Pionieren getragen. Wenn wir durch die Dörfer zogen, sangen wir unsere Arbeiterlieder und erzählten den Kindern, wer wir sind.

In der Nähe unseres Lagers war ein großer Wald, in dem wir Pilze und Blaubeeren suchten. Dieser Wald aber gehörte einem reichen Gutsbesitzer, und dessen Förster drohte und verjagte uns. Er schimpfte uns „Lumpen und Verbrecher", aber immer wieder haben wir unsere kärglichen Mahlzeiten mit den Pilzen und Beeren bereichert.

Vater fuhr öfter in die Sowjetunion. Als ich neun Jahre alt wurde, kehrte er aus Leningrad zurück. Mutter und ich holten ihn vom Bahnhof ab. Nachdem Vater mit den Arbeitern, die zur Begrüßung erschienen waren, gesprochen hatte, begrüßte er auch uns und sagte mir ins Ohr: „Ich habe dir etwas Feines mitgebracht." Er drückte uns den Koffer in die Hand, und wir gingen nach Hause. Vater konnte erst später kommen.

Aber wir machten den Koffer nicht auf, sondern warteten, bis der Vater kam, und waren sehr gespannt. Erst als wir gegessen hatten, packte Vater aus. Ich erhielt eine Pionierkleidung: ein rotes Halstuch, eine weiße Bluse und einen Rock. Alles zog mir Mutter sofort an, und ich stellte mich Vater als Junger Pionier vor. Da sagte er zu mir: „In der Sowjetunion haben die Pioniere Gesetze, nach denen sie leben. Wenn du die Klei-

dung der Pioniere tragen darfst, mußt du immer ihre Gesetze befolgen."

Alle unsere Mitglieder der Hamburger Pioniergruppe freuten sich mit mir über das rote Halstuch, und ich erklärte ihnen, was dieses Tuch bedeutet: Die drei Ecken sind das Symbol für die Kommunistische Partei, für den Komsomol und die Pionierorganisation, und durch den Knoten werden alle drei fest miteinander verbunden. Sehr viel Spaß machten uns die sowjetischen Bilderbücher, die Vater mitgebracht hatte. Eine Genossin übersetzte uns den Text. Vater hatte mir auch noch schöne Holzschnitzereien geschenkt: einen Pfau, den man ganz auseinandernehmen konnte, und den Kreml mit dem Kremlturm und der roten Fahne. Als ich diese Geschenke in die Pioniergruppe mitnahm, hat uns unser Pionierleiter viel von dem schönen Leben der Kinder in der Sowjetunion erzählt.

SOMMERTAGE AN DER ELBE

Im Sommer war es für mich das allerschönste, wenn Vater am Sonnabend erklärte: „Morgen in der Frühe geht es nach Blankenese." Dann war meine Freude riesengroß. Vater hob mich hoch, schwenkte mich durch die Stube, und wir freuten uns auf die schönen Stunden am Elbestrand.

Diese Ausflüge nach dem Ausflugsort Hamburg-Blankenese waren aus dem Leben vieler Hamburger Arbeiter nicht wegzudenken. Dort kamen die Arbeiter

nach einer Woche harter Arbeit zusammen, um sich ein wenig zu erholen. Dort wurde gebadet, gespielt und diskutiert. Alle kannten sich, und wenn die Auseinandersetzungen auch noch so heftig waren – die Arbeiter verstanden und achteten sich. Sie waren eine große Familie. Auch Vater saß gern am Elbestrand. Er las viel, schaute auf die vorüberziehenden Elbkähne und war froh inmitten der Menschen, die er so sehr liebte. Vor allem aber nutzte er jede Gelegenheit um mit den Hafenarbeitern, den Kumpeln von den Werften zu sprechen und sie nach ihren Sorgen zu fragen. Er erkundigte sich, wie es in den Betrieben aussah, und gab den Arbeitern klare und praktische Ratschläge für ihren täglichen Kampf.

Oft aber tollte er mit uns Kindern am Strande umher, schwamm mit uns um die Wette und beteiligte sich am Ballspiel. Vater sagte häufig: „Sport macht Freude, aber er ist auch notwendig, um uns für den Lebenskampf abzuhärten."

Am Strande waren Genossen, parteilose und sozialdemokratische Arbeiter. Sie bildeten Diskussionsgruppen, und oft gab es heftige Auseinandersetzungen, in die Vater immer wieder eingriff.

„Denkt doch daran", sagte er den Arbeitern, „die fünf Finger einer Hand können einzeln nicht viel verrichten. Erst wenn man sie zur Faust ballt, werden sie eine Kraft!"

Die Gespräche, bei denen Vater besonders den Arbeitern der Großwerft „Blohm und Voß" manchen guten Ratschlag für ihre Streiks gab, dauerten häufig bis

in die späten Abendstunden. Die Frauen, auch Mutter, drängten abends zum Heimgehen; denn wir Kinder mußten rechtzeitig ins Bett. Vater sagte dann zur Mutter: „Rosa, diese Stunden mit den Kumpeln vom Hafen und von der Werft sind für mich wichtig. Ich erfahre, was sie bedrückt und bekomme wertvolle Hinweise für meine politische Arbeit."

FALSCHE SEHNSUCHT

Wenn Überseedampfer ankamen, sagte mir Vater, daß die Lotsen die Dampfer von Cuxhafen abholten und sie dann sicher in den Hafen von Hamburg lenkten. Die Lotsen sind erfahrene, tüchtige Seeleute, die eine große Verantwortung haben. Vater erzählte mir manchmal von seinen Erlebnissen in Amerika, wo er kurze Zeit auf einer Farm gearbeitet hatte.

Er sprach nicht viel von seinen Reiseerlebnissen. Doch er erzählte oft, wie die deutschen Menschen in seiner Jugendzeit nach Amerika auswanderten; wie sie froh waren, wenn sie in den großen Hotels Teller abwaschen konnten, um sich ein Stückchen Brot zu verdienen, und wie sie auf den Farmen in elenden Hütten zu zwanzig und mehr in einem Raum schliefen, oft nur, um sich wieder das Fahrgeld für die Heimreise abzuhungern. Sie waren billige Arbeitskräfte für die amerikanischen Dollarkönige und wagten nicht, sich zu wehren, weil es in diesem Lande keine Arbeitslosenunterstützung und kein Krankengeld gab.

Vater sagte: „Wenn ich die Überseedampfer sehe, dann begleite ich in Gedanken all die deutschen Menschen, die der Auffassung sind, daß in Amerika auf sie ein großes Glück warte. Das aber ist ein schlimmer Irrtum. Ich möchte ihnen immer sagen: ‚Bleibt hier, kämpft, damit wir in Deutschland, in unserer Heimat, besser leben können!' Das Glück ist nicht in Amerika, das müssen wir uns in Hamburg, in Düsseldorf, in München, in ganz Deutschland gemeinsam erkämpfen. Meine Reise nach Amerika und meine harte Arbeit dort reut mich nicht; denn dort habe ich am deutlichsten gesehen, wie die Menschen ausgebeutet werden."

WEISSE HAUT UND BRAUNE HAUT

Der Besitzer der Farm hatte Kinder, die niemals mit den Negerkindern spielten. Die Neger und die Negerkinder wurden auf dieser Farm, wie überall in Amerika, als Menschen ohne Recht behandelt. Die Kinder der Negerfamilien mußten sehr schwer arbeiten. Niemals durfte das Kind eines Negers im See des Parkes schwimmen, in dem die Kinder des Farmers schwammen oder Kahn fuhren. Sie durften zwar den Kahn zum Wasser tragen, aber den Kahn benutzen, das durften sie nicht.

Mein Vater erzählte: „Nie werde ich vergessen, wie die Tochter des Farmers einen Negerjungen, der viel älter war, erst angespuckt und dann geschlagen hat und wie die Mutter des Jungen es nicht wagte, dieses Mäd-

chen zu bestrafen. Im Gegenteil! Die Frau holte ihren Jungen zurück und schimpfte mit ihm, nur weil sie Angst vor der Not und der Arbeitslosigkeit hatte. Sie fürchtete, sie könnte von ihrem Dienstherrn geprügelt und aus der Hütte, in der sie wohnte, verjagt werden." Dann sagte der Vater zu mir: „Irma, vergiß nie, daß alle Kinder der Welt gleich sind, auch wenn sie eine andere Hautfarbe haben als wir."

KREUZER »AURORA«

Im Jahre 1928 besuchte mein Vater den berühmten Kreuzer »Aurora«. Meine Mutter erzählte davon folgendes:

„Ernst besuchte auch den historischen Kreuzer »Aurora«, dessen Artilleriesalven 1917 die Große Sozialistische Oktoberrevolution ankündigten. Das war im Jahre 1928, als Ernst Thälmann als Delegierter auf dem VI. Weltkongreß der Kommunistischen Internationale weilte. Die Besatzung der »Aurora« veranstaltete damals zu Ehren der Delegierten einen festlichen Abend. Unter großem Jubel der Festteilnehmer wurde unser Ernst Thälmann zum Ehrenmitglied der Besatzung des berühmten Kreuzers ernannt. Ihm wurde auch die Ehrenuniform der Roten Matrosen verliehen. Der stellvertretende Kommandant des Kreuzers, der ehemalige stellvertretende Vorsitzende des revolutionären Schiffskomitees der aufständischen Matrosen, Genosse Lipatow, weiß heute noch davon zu erzählen,

wie Ernst Thälmann von der Kommandobrücke aus zur Besatzung und zu den Delegierten gesprochen hat. Beim Abschied schrieb Ernst in das Schiffsbuch einen begeisterten Gruß an die Matrosen der »Aurora«, aus dem seine leidenschaftliche Liebe zum Sowjetvolk und zur Kommunistischen Partei der Sowjetunion sprach. Heute ist seine teure Handschrift unter seinem Bildnis im Schiffsraum der »Aurora« zu sehen.

‚Die Delegierten des VI. Weltkongresses überbringen Euch die teuersten revolutionärsten Grüße. Es ist für uns alle ein gewaltiges Erlebnis, einige Stunden bei Euch Roten Matrosen des Kreuzers »Aurora« verweilen zu können.'

So beginnt die Eintragung im Schiffsbuch. Weiter schrieb er:

‚Unter den revolutionären Arbeitern und den Matrosen kam eine neue revolutionäre Hoffnung auf, als die ersten Schüsse in das zaristische Petersburg hineingefeuert wurden. Die Rotgardisten, die mit großer Leidenschaft und noch größerer Energie in den Straßen Petersburgs Barrikaden bauten, schöpften neuen Mut, weil sie wußten, daß von Kronstadt her die Roten Matrosen halfen, das schreckliche zaristische Regime niederzuwerfen und auf einem Sechstel des Erdballs die Diktatur des Proletariats aufzurichten.'

Ernst Thälmann verweist in seinen weiteren Worten auf die Absichten der Kapitalisten und der verräterischen sozialdemokratischen Führung, einen neuen Weltkrieg zu entfesseln. Er erklärt, daß ein solcher Krieg gegen die Sowjetunion in einen Bürgerkrieg ge-

gen die eigenen Unterdrücker umgewandelt werden muß, als dessen Ergebnis in weiteren Ländern Europas die rote Fahne der Arbeiterklasse wehen wird. Ernst Thälmanns Gruß schließt mit den flammenden Worten: ‚Unser Kampfesruf, unser Kampfsignal, unsere Kampfeslosung, unsere Tat wird in dieser Stunde heißen: »Aurora«!‘

Das uns so teure Geschenk der Matrosen aus Leningrad habe ich bis zum Jahre 1944 in Hamburg aufbewahrt. Aber die Nazihenker raubten die Uniform und auch ein wertvolles und prächtiges Schachspiel aus feinstem Porzellan, ein Geschenk J. W. Stalins an unseren Ernst Thälmann. Die Nazibanditen glaubten damit die Erinnerung an Ernst Thälmann auslöschen zu können. Aber das kann niemand auf der Welt!“

Viele Soldaten und Offiziere der Sowjetarmee haben seit der Befreiung im Jahre 1945 meiner Mutter geschrieben oder sie selbst besucht. Mutter sagt darüber: „Alle wußten von unserem Ernst Thälmann zu erzählen, von seiner unverbrüchlichen Freundschaft und Liebe zur Sowjetunion. Nicht wenige waren dabei, die mir bewegt erzählten, warum sie ihrem sozialistischen Betrieb oder ihrer Kollektivwirtschaft den Namen ‚Ernst Thälmann‘ gegeben hatten. So schrieben mir auch die Matrosen und Offiziere des historischen Kreuzers »Aurora«:

‚Der mit dem Roten Orden ausgezeichnete Kreuzer »Aurora« hat im Oktober 1917 die Epoche der proletarischen Revolution eröffnet und war auch die gesamte weitere Zeit seinen revolutionären Traditionen treu. In

den schweren Jahren des Großen Vaterländischen Krieges halfen seine Geschütze vor Leningrad die faschistische Bestie niederzuwerfen. Jetzt liegt der legendäre Kreuzer »Aurora« auf der Newa als Zeuge der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution. Das Schiff ist heute eine Unterrichtsstätte für die jungen Nachimow-Schüler, die künftigen Marineoffiziere. Die Nachimow-Schüler erhalten auf der »Aurora« die erste Einführung in den Marinemilitärdienst und nehmen hier die heroischen und revolutionären Traditionen der russischen Marine in sich auf.

Wenn die Nachimow-Schüler zum erstenmal an Bord der »Aurora« kommen, machen die Offiziere sie mit der Geschichte des Schiffes bekannt und erzählen ihnen von dem Verweilen des Führers der deutschen Kommunisten – Ernst Thälmann – auf dem Kreuzer.'"

VATER KOMMT

Schön war es, wenn wir, die wir seit Wochen von Vater nichts gehört hatten, endlich von ihm eine Nachricht erhielten oder wenn ein Genosse der Parteileitung uns sagte: „Heute kommt Ernst." Da gab es immer viele Überraschungen. Vater kaufte nämlich sehr gern ein. Wenn er sonnabends und sonntags zu Hause war, besorgte er die Lebensmittel; denn er freute sich immer wieder auf Mutters Küche. Er nahm auch jedesmal die Wohnung neu in Besitz. Er ging durch die Zimmer, und wenn sich inzwischen einiges in der Wohnung ver-

ändert hatte, dann warteten wir darauf, ob er es auch sah und etwas sagte. Manchmal habe ich auch etwas versteckt, und hat er es vermißt, dann gab es immer ein großes Hallo.

Vater war für zweckmäßige Kleidung. Ich wünschte mir so sehr einen Trainingsanzug. Meine Mutter hatte mir erklärt: „Daß du dem Vater nichts davon sagst! Mädchen brauchen nicht in langen Hosen zu gehen." Bei seinem nächsten Besuch war Vater noch nicht ganz in der Tür, da erklärte ich ihm bereits: „Vater, ich möchte so gern einen Trainingsanzug." Vater freute sich sehr darüber und sagte: „Natürlich, da können sich die Mädchen viel besser bewegen und herumspringen." Und ich bekam den Trainingsanzug.

Manchmal war es schlimm. Ich hatte wochenlang alles aufgespeichert, was ich Vater erzählen wollte. Wenn ihm dann mein Geplapper zu bunt wurde, sagte er: „Geredet hast du ja genug, nun sing mal ein Weilchen!" Dann war ich immer sehr empört!

Zu meinem Geburtstag schenkte mir einmal ein Genosse einen Kanarienvogel.

Als Vater nach Hause kam, sagte er: „Aber Irma, wie kannst du nur das Tier einsperren, ich finde das nicht richtig!"

Doch ich weinte und antwortete: „Ich kann ihn ja nicht auf die Straße setzen, ich habe das Hänschen doch geschenkt bekommen!"

Am Nachmittag – Mutter und ich standen auf dem Korridor – hörten wir, wie sich Vater mit dem Kana-

rienvogel unterhielt. Leise ging ich in die Küche. Da stand Vater und pfiff mit dem Kanarienvogel um die Wette. Beide wurden gute Freunde. Solange Vater da war, sang und trillerte unser Hänschen die höchsten Töne. Doch wenn Vater fortgefahren war, wurde es still. Mutter war traurig und ich auch; denn Vater hat immer Leben ins Haus gebracht. Er war stets in Gefahr, und der Abschied wurde uns jedesmal schwer.

DER ERSTE FÜNFJAHRPLAN DER WELT

Vater erzählte Mutter und mir oft vom Fünfjahrplan, vom Aufbau des Sozialismus in der Sowjetunion.

Als die Lehrerin uns in der Schule einen Aufsatz schreiben ließ und das Thema freistellte, schrieb ich einen Aufsatz mit der Überschrift „Der Fünfjahrplan in der Sowjetunion". Ich berichtete von dem Bau des großen Kraftwerkes am Dnepr und schnitt dazu aus der „Arbeiter-Illustrierten-Zeitung" und aus der Zeitung „Der Rote Stern" Bilder aus.

In der Schule war ich nicht das einzige Mitglied einer Kinderorganisation, sondern in meiner Klasse waren vier Pioniere und sechs Mitglieder der „Roten Falken", der sozialdemokratischen Kinderorganisation. Mein Aufsatz ging durch die ganze Klasse. Alle Kinder sahen sich die Bilder an.

Als ich den Aufsatz vor der Klasse vorlesen mußte, erklärte die Lehrerin: „Ich habe dich nicht angewiesen, einen Aufsatz über das Ausland zu schreiben. Du soll-

test doch das schreiben, was dich am meisten interessiert."

Da sagte ich: „Mich interessiert eben der Fünfjahrplan der Sowjetunion am meisten."

Sie war der Auffassung, das sei Politik, und in der Schule werde keine Politik getrieben. In der Folgezeit ließ sie es mich fühlen, daß ihr meine Anschauung unangenehm war.

Mit zehn Jahren besaß ich das Vertrauen der Hamburger Pioniere und wurde zum Organisationsleiter gewählt. Das war ein großer Tag für mich, und ich war sehr stolz. Auch Vater freute sich darüber. Als er mein Heft durchblätterte und meinen Aufsatz über den Fünfjahrplan in der Sowjetunion las, mußte ich ihm von der Schule erzählen und was die Lehrerin gesagt hatte. Er erklärte mir, daß alles, was uns die Lehrerin für unsere Aufsätze erzähle, auch Politik sei, aber die Politik der Kapitalisten! Vater schaute meine Hefte durch und wies es mir an Hand eines Aufsatzes nach, den wir über die Schlacht bei Sedan in Frankreich schreiben mußten.

Mir ist immer in Erinnerung geblieben, wie Vater mir begreiflich machte, welchen verheerenden Einfluß diese Schule auf uns ausübte. Wir Kinder wurden zum Haß erzogen gegen das französische Volk und besonders gegen die französischen Arbeiter, die so leben wie die deutschen Arbeiter; die im Hafen von Marseille genauso arbeitslos sind wie die Arbeiter im Hafen von Hamburg. Auch ihre Kinder hausen in dunklen, häß-

lichen Wohnungen und haben nicht genug Brot zum Sattessen. Damals, im Jahre 1929, herrschte in allen kapitalistischen Ländern eine große Arbeitslosigkeit, unter der ganz besonders die Kinder der Arbeiter zu leiden hatten.

WIR LIEBEN DAS LAND DER FRÖHLICHEN KINDER

Vater erzählte mir oft von den Kindern in der Sowjetunion, und ich hörte von ihm das erstemal von fröhlichen Ferien in herrlichen Schlössern, die früher nur vom russischen Zaren und von Fürsten bewohnt wurden. In diesen großen Palästen erholen sich im Sommer die Arbeiter mit ihren Frauen und Kindern.

Vater sagte mir, daß in der Sowjetunion die größte Sorge aller Menschen das Wohl der Kinder ist; denn dort sind die Arbeiter die Herren der Fabriken und des ganzen Landes. Dies besprach ich auch mit meinen Freunden, und wir liebten alle dieses Land, in dem die Kinder so glücklich sind.

In der Sowjetunion sollte ein Kongreß der Jungen Pioniere stattfinden. Zu diesem Kongreß wurde ich von den Hamburger Pionieren als Delegierte vorgeschlagen und gewählt. Die Genossen der Partei und mein Vater erklärten uns aber: „Ist es richtig, daß ein Pionier zu diesem Kongreß fährt? Habt ihr noch nichts von der Notwendigkeit der Einheit der Arbeiter gehört? Wie wäre es, wenn ihr mit den ‚Roten Falken‘ zusammenkommen würdet? Sprecht mit ihnen, damit sie in der

Schule und im Elternhaus für die Einheit der Arbeiterklasse werben. Erzählt ihnen von der Sowjetunion und entsendet ein Mitglied der ‚Roten Falken‘ auf den Kongreß der Jungen Pioniere.“

Die Genossen der Kommunistischen Partei haben viel mit uns diskutiert, bis wir begiffen, daß wir allein wenig machen können, daß zu unserer Pionierarbeit die Kinder *aller* Werktätigen gehören. Dabei lernten wir auch, daß der Faschismus und der drohende, entsetzliche, von den Kapitalisten vorbereitete Krieg nur verhindert werden können, wenn alle Arbeiter einen Willen haben und ein Ziel, und daß die Arbeiterklasse nicht zu schlagen ist, wenn sie geschlossen kämpft. Vater sagte: „Wenn die sozialdemokratischen und kommunistischen Arbeiter darüber einig sind, bei der Wahl für einen Arbeiterkandidaten zu stimmen, so ist das eine Niederlage der deutschen Kriegsbrandstifter. Darum schickt einen der ‚Roten Falken‘ auf den Kongreß der Jungen Pioniere in die Sowjetunion. Er wird bei den ‚Roten Falken‘ Bericht erstatten, und die Kinder werden davon zu Hause erzählen. Ihr Pioniere seid für die Einheit und meistens auch die Eltern der Pioniere, aber die Eltern der ‚Roten Falken‘ müssen für die Einheit erst gewonnen werden. Viele von ihnen glauben nämlich noch nicht an die Kraft des Sozialismus; sie glauben noch nicht, daß in der Sowjetunion der Sozialismus, den auch die Mehrheit der sozialdemokratischen Arbeiter will, verwirklicht wird.“

Wir haben den Rat der Genossen befolgt und gemeinsame Versammlungen durchgeführt Die sozial-

demokratischen Führer verboten zwar unsere gemeinsamen Veranstaltungen, aber wir haben sie trotzdem durchgeführt.

WEIHNACHTEN 1929

Im Jahre 1929 schrieb ich an Mutter und Vater einen Weihnachtswunschzettel. Er war sehr klein, aber quer über den ganzen Zettel stand: „Ich wünsche mir zu Weihnachten: einmal Auto zu fahren." Mutter sagte dazu kein Wort.

Endlich war der Heiligabend da, Vater kam von Berlin, aber zu mir sprach kein Mensch von Weihnachten. Am Nachmittag sagte Vater in meinem Beisein zu Mutter: „Ich gehe jetzt noch einmal zum Parteibüro, dort habe ich zu tun, dann besuche ich einen arbeitslosen Genossen, der Kinder hat. Dem möchte ich eine kleine Freude bereiten."

Ich war schon dem Weinen nahe: Weihnachten, und niemand denkt an meinen Wunschzettel. Als Vater gehen wollte, sagte die Mutter zu ihm: „Na, willst du denn Irma nicht mitnehmen?"

Vater lächelte und meinte: „Wie kann man nur so einen Wunsch haben? Dazu ist jetzt keine Zeit."

Mir standen die Tränen in den Augen. Darauf redete Mutter auf Vater ein: „Ach, nimm sie doch mit." Und Vater forderte mich auf, schnell den Mantel anzuziehen und mitzukommen. Als wir an der nächsten Ecke waren, hielt er eine Taxe an, und wir stiegen ein. Ich war selig. Mitten im Zentrum der Stadt, vor einem Sport-

geschäft, ließ er halten und kaufte mir dort einen roten Sportdreß. Dann sagte er zu dem Chauffeur: „Nun, Kollege, bringe mal mein Mädel bis an die Ecke Martinistraße und setze sie da ab." Zu mir sagte er: „Von dort läufst du nach Hause!" Freudestrahlend kam ich bei der Mutter an. Mutter fragte ganz trocken: „Na, was hast du nun davon?" Ich erwiderte: „Das war wunderschön!"

Am selben Abend sagte Mutter zu Vater: „Ernst, mach doch mit Irma den Weihnachtsbaum zurecht. Ich muß noch etwas besorgen." Mutter ging weg, und Vater forderte mich auf, mit in den Keller zu kommen, um den Baum zu holen. Dort erzählte mir Vater die uralte Geschichte des Tannenbaums. Er sprach davon, daß die Menschen auch schon vor vielen hundert Jahren Weihnachten gefeiert hätten, jedoch als Sonnenwende. „Sie sind auf die Berge gestiegen", berichtete der Vater, „haben gemeinsam Holz zusammengetragen und ein Feuer angezündet, das weit ins Land leuchtete. Jung und alt sprang über die Flammen, es wurde getanzt, und alle waren fröhlich; denn die Sonne hatte sich gewendet. Jeder freute sich wieder auf die langen Tage, auf die Sonne und auf die Wärme."

Vater machte eine kleine Pause, dann fuhr er fort: „Da war ich doch heute bei dem Genossen B. Der hat für seine Kinder keinen Weihnachtsbaum und nicht einmal Holz, um die Stube zu heizen. In Hamburg und in der ganzen Welt, außer in der Sowjetunion, herrschen Arbeitslosigkeit und Not, und sowohl in unserer Stadt als auch in ganz Deutschland haben Tausende

von Kindern keinen Weihnachtsbaum und keine warme Stube. Wie schön wäre es, wenn alle Kinder einen Weihnachtsbaum und dazu eine warme Stube hätten!"

Mich machte das sehr traurig und den Vater auch. Da sagte ich: „Weißt du, Vater, dann wollen wir auch keinen Weihnachtsbaum. Wenn andere Kinder frieren müssen, kann ich ihn nicht mehr sehen. Wollen wir ihn zerhacken und das Holz dem Genossen bringen, bei dem du heute warst? Vielleicht können sie ihre Stube damit heizen, wenn mir Mutter noch ein bißchen Holz und Kohlen dazugibt."

Vater lachte, aber dann sprach er sehr ernst: „Es ist dein Baum; wenn du damit einverstanden bist, dann schlage die Spitze ab."

Das tat ich mit Freuden. Den Stamm zerhackte Vater, und diese Arbeit machte uns Spaß. Alles wurde in einen Sack gestopft, den wir noch mit etwas trockenem Holz und einigen Kohlen füllten und in die Küche schleppten. Als Mutter kam, schaute sie uns erstaunt an. Aber wir beide waren gar nicht verlegen. Mutter sagte: „Wann wollt ihr denn endlich den Baum schmücken? Was habt ihr bloß in der ganzen Zeit getan?" Ich antwortete vergnügt: „Den Weihnachtsbaum haben wir zerhackt, und bis jetzt hat mir Vater von Weihnachten erzählt."

DAS VERLORENE BEIL

Am Weihnachtsabend schilderte mir Vater noch folgendes Erlebnis: „Zur Weihnachtszeit hatte ich es als

Kind immer besonders schwer. Da gab es viel Arbeit; denn neben dem Fuhrgeschäft und dem Obst- und Gemüseverkauf betrieb dein Großvater vor Weihnachten auch den Handel mit Weihnachtsbäumen. Die Tannenbäume mußten wir im Wald selber schlagen. Da ist mir ein Erlebnis unvergeßlich. Ich war elf Jahre alt, als mich eines Tages dein Großvater ganz früh mit dem Ruf ‚Ernst, heute geht's in den Wald' weckte. Es war bitter kalt, aber die Kälte vergaß ich schnell; denn in dem Bargteheider Wald war es wunderschön. Die Tannen hingen voller Schnee. Es glitzerte in den Bäumen wie von Millionen Kristallen. Ich stand stumm. Waren das dieselben schlichten grünen Tannenbäume, die jetzt mit Schnee und Eis überzogen waren? In keinem Märchen kann man sie so schön schildern, wie ich sie erlebte. Deshalb habe ich auch zu Hause den Weihnachtsbaum mit Kugeln und Flitter nie gern gesehen. So schön, wie die Tannenbäume in der Weihnachtszeit von der Natur geschmückt werden, können es die Menschen nie. Aber dein Großvater ließ mir wenig Zeit zum Schauen und Staunen. Er schritt nämlich wacker aus. Ich hatte Mühe, ihm mit meinen kleinen Füßen zu folgen; den Großvater zog es zur Arbeit. Er wollte viele Bäume schlagen, um für uns Brot zu verdienen. Dabei mußte ich helfen. Es waren noch mehrere Holzfäller da; ein Förster teilte die Arbeit ein. Ich mußte die geschlagenen Bäumchen zusammentragen und stapeln. Dabei fiel mir der Schnee in den Kragen. Ich schwitzte und war am ganzen Körper klatschnaß. Darum freute ich mich sehr, als die Holzfäller ein großes

Feuer anzündeten. Sie forderten mich auf, trockenes Holz zu suchen. Das gefiel mir gut, ich saß gern am Feuer und schaute in die tanzenden Flammen.

Am Abend sollte uns ein Pferdefuhrwerk abholen. Darauf freuten wir uns schon, aber wir warteten vergeblich, und allmählich wurde es Nacht. Nun entschlossen sich Großvater und ein Teil der Holzfäller, in einer Waldschenke, die bald zu erreichen war, zu übernachten. Wir kamen gegen zweiundzwanzig Uhr in der Schenke an. Mein Vater hatte schon die Türklinke in der Hand, da drehte er sich zu mir um und fragte: ‚Ernst, wo hast du das Beil?' Ich schaute nach seinem Rucksack, aber der war leer.

Großvater rief: ‚Du hast das Beil zuletzt beim Feuer gehabt. Wo hast du nur wieder deine Gedanken? Marsch, auf der Stelle gehst du jetzt in den Wald zurück und holst es!'

Ich erschrak. Jetzt allein in den Wald? Aber nach einer Sekunde lief ich los, denn ich dachte daran, wie schön der Wald gerade zur Nachtzeit war. Vater hatte es sich inzwischen wohl anders überlegt und rief: ‚Hier bleibst du!' Das hörte ich jedoch nur noch von weitem. Ich lief und lief und verfolgte unsere Spuren im Schnee. Der Mond leuchtete mir. Der Weg kam mir gar nicht weit vor. Bald sah ich auch das Feuer. Es war zwar eingedämmt, damit kein Waldbrand entstehen konnte – aber immer noch glomm und sprühte es. Ich ging jetzt langsamer; es war ganz still, und doch redete die ganze Natur. Das war so schön, wie es Menschen nicht oft erleben. Ich fand das Beil, stand einige Minuten am

Feuer, wärmte mich und war sehr glücklich. Ich freute mich über das wiedergefundene Beil und über die Schönheit des Waldes.

Als ich umkehrte, war der Mond hinter den Wolken verschwunden. Die Bäume erschienen mir wie Riesen, und es war ganz finster. Da fielen mir die Erzählungen meiner Schulkameraden ein, die von Räubern, Waldgeistern und unheimlichen Gespenstern handelten. Zwar habe ich nie daran geglaubt, aber die Jungen sagten, man müsse singen, pfeifen oder laut johlen, dann bekäme man keine Angst. Ich wollte auch schon pfeifen, doch schämte ich mich und sagte mir: Die Tiere im Walde tun dir nichts, und Waldgeister gibt es nicht! Mutig nahm ich mein Beil auf die Schulter und suchte von Zeit zu Zeit die Spuren im Schnee. Mir war leicht und froh zumute.

Als ich zur Schenke zurückkam, waren alle schon schlafen gegangen. Ich nahm das Beil und klopfte an die Haustür. Großvater öffnete glückstrahlend, und als er das Beil sah, war er erst recht froh. Er sagte: ‚Ernst, hattest du denn gar keine Angst?' Ich antwortete ihm: ‚Vor wem soll ich Angst haben? Ich fürchte mich nicht.' "

DAS KARUSSELL

Als Vater einmal Urlaub hatte, überquerte er auf dem Heimweg einen Platz, auf dem ein Karussell stand. Aber es war unbesetzt, und die Arbeiterkinder schauten sehnsüchtig nach den Pferden und den Gondeln.

Wie gern wären sie einmal auf einem solchen Roß geritten ...

Bei uns zu Hause läutete es plötzlich an der Korridortür Sturm. Als Mutter öffnete, stand atemlos ein Mädchen, ein Pionier, vor der Tür. Mit Mühe brachte es die Worte heraus: „Genossin Thälmann, denken Sie einmal, Ihr Mann läßt alle Kinder Karussell fahren!"

Mutter fragte: „Bist du denn auch gefahren?"

„Ja", antwortete das Mädchen.

„Aber dann lauf schnell zurück, sonst versäumst du eine Fahrt."

„Aber Genossin Thälmann, das kostet viel zuviel Geld, kommen Sie schnell mit!"

Meine Mutter sagte: „Du bist doch Pionier und mußt wissen, daß der Genosse Thälmann ganz genau weiß, was er tut." Da rannte das Mädchen wieder los.

Ich wollte nachlaufen, aber Mutter hielt mich zurück: „Irma, du lenkst Vater ab und störst seine Freude, bleib nur hier."

Mein Vater kam aufgeräumt und fröhlich heim. „Na, Irma", sagte er, „das war aber schade, daß du nicht zusammen mit den Kindern Karussell gefahren bist."

Da habe ich ein bißchen das Gesicht verzogen, ich wäre ja so gern dabeigewesen. Mutter tröstete mich und versprach mir: „Bei der nächsten Gelegenheit darfst du es nachholen."

Vater erzählte: „Es waren Arbeiterkinder. In ihren Gesichtern las ich den glühenden Wunsch, für einige Minuten auf stolzen Rossen zu reiten, in bunten Gondeln zu fahren und sich so lange zu drehen, bis sie

schwindlig wurden. Sie hatten alle kein Geld, und ihre Augen waren voller Sehnsucht. Als sie dann einige Male gefahren waren, strahlten ihre Augen. Einige der Kinder haben mich gekannt und schüchtern gefragt: ‚Genosse Thälmann, dürfen wir dich nach Hause begleiten?' "

Vater sagte dann: „Einmal wird am Hamburger Dom der Volkskulturpark sein, dann fahren die Kinder Karussell, soviel sie wollen. Wir werden die Feste unseres Volkes zu wirklichen Volksfesten machen, bei denen die Kinder der Menschen, die allen Reichtum schaffen, glücklich sein werden."

DER ROTE FRONTKÄMPFERBUND LÄSST SICH NICHT VERBIETEN

Wenn Vater in einer großen Versammlung gesprochen hatte, dann zogen Massen junger Arbeiter durch unsere Straße und nahmen vor unserem Hause Aufstellung. Es waren immer Kameraden des Roten Frontkämpferbundes (RFB), der Schutzorganisation der Arbeiter, dabei. Sie sangen Vater und allen Arbeitern unserer Gegend zur Freude revolutionäre Arbeiterlieder. Die fortschrittlichen Menschen unserer Straße wurden durch diese Abende noch enger miteinander verbunden. Ich habe aber hinterher oft die Wut der Feinde zu spüren bekommen. Kinder von Faschisten rotteten sich feige zu Horden zusammen. Wenn ich dann von der Schule oder vom Einholen nach Hause ging, haben sie mich

abgepaßt, geschlagen, mit Steinen nach mir geworfen und mich angespuckt. Da habe ich frühzeitig gelernt, mich meiner Haut zu wehren.

Jedes Jahr am Pfingstsonnabend fuhren die Kameraden des Roten Frontkämpferbundes nach Berlin zum Reichstreffen. Dazu wurden gründliche Vorbereitungen getroffen. Wir Pioniere beneideten die Freunde. Begeistert erzählten sie von der Gastfreundschaft der Berliner, von der geschmückten Hauptstadt, von dem großartigen Aufmarsch. Vater traf sich in diesen Tagen stets mit seinen Hamburgern.

Jahrelang haben sich die RFB-Kameraden mit ihren Berliner Gastgebern geschrieben. In der faschistischen Zeit hat sich mancher Widerstandskämpfer bei seinen Berliner Freunden verbergen und der faschistischen Polizei entkommen können.

DAS ROTE HAMBURG

Zur Reichstagswahl im Jahre 1930 wurden in Hamburg vier große öffentliche Versammlungen angesetzt mit der Ankündigung: „Ernst Thälmann spricht!" Die erste Versammlung war zu achtzehn Uhr einberufen.

Mein Vater sprach am selben Tag in Lübeck. Der Zug von Lübeck sollte um achtzehn Uhr in Hamburg eintreffen. Es wurde neunzehn, es wurde zwanzig Uhr! Vater hatte in Lübeck den Zug nicht mehr erreicht. Inzwischen waren die ersten Versammlungen schon überfüllt. Auf den Straßen standen die Menschen. Sie

Das Parteihaus der KPD in Hamburg, in dem Ernst Thälmann längere Zeit tätig war

Ernst Thälmann mit Angehörigen der Roten Marine des RFB bei einer Parteiveranstaltung in Hamburg

Ernst Thälmann an
der Spitze des Rote
Frontkämpferbunde
der
Kampforganisation
zum Schutze der
Arbeiter

Siemssenstraße 4 - hier warfen die Mordbanditen
im Jahre 1922 die Handgranate

Ernst Thälmann in der Uniform des Roten Frontkämpferbundes, dessen Vorsitzender er war

Das ruhmreiche Panzerschiff „Aurora", auf dem Ernst Thälmann im Jahre 1928 zu Gast war

sangen, und die Schalmeienkapellen spielten. Es wurde einundzwanzig Uhr. Niemand verließ die Versammlungen. Es wurde zweiundzwanzig Uhr – die Hafenarbeiter sagten: „Ernst kommt, wir warten!" Die Stimmung war großartig. Die Versammlungen waren in der Ernst-Merck-Halle, im Zirkus Busch, bei Sagebiel sowie in Altona. Als Ernst Thälmann endlich eintraf, flammte helle Begeisterung auf. Immer wieder ertönte der Ruf: „Teddy!"

Unter diesem Decknamen hatte er 1923 den Hamburger Aufstand geleitet. Die Mitglieder des verbotenen Roten Frontkämpferbundes trugen Vater in den Saal. Unter dem Jubel der Versammlungsteilnehmer hat er dann nacheinander in allen vier Versammlungen gesprochen. Er sprach mit Feuer und Begeisterung.

Die letzte der vier Versammlungen war erst lange nach Mitternacht zu Ende. Es war das einzige Mal, daß ich als Kind eine Nacht aufbleiben durfte.

Die Kommunisten vereinigten bei dieser Wahl in allen Arbeiterbezirken Hamburgs die Mehrheit der Stimmen auf sich. Die alte Hansestadt wurde „das rote Hamburg". Deshalb konnte ich dieses Erlebnis nie vergessen.

Wenn in der Nazizeit neue Verhaftungswellen und neue Verfolgungen kamen, dachten wir an diese vier Versammlungen. Wir wußten, nicht alle kann man zum Schweigen bringen, nicht alle verhaften, nicht alle töten. Später habe ich Vater einmal im Gefängnis gefragt: „Denkst du noch an die schöne Nacht, die ich mit euch allen zusammen erleben durfte?" Er sagte: „Altona –

Sagebiel – Zirkus Busch und die Ernst-Merck-Halle! Ja, Irma, das wollen wir nicht vergessen! Die vielen, vielen, die mit uns waren, denken wie wir."

HITLERS MORDBANDITEN 1931

Besonders im Jahre 1931, nachdem der Rote Frontkämpferbund verboten war, haben die deutschen und die amerikanischen Großindustriellen von den Geldern, die sie durch den Schweiß und die Not der Arbeiter verdienten, der Hitlerpartei große Summen zum Aufbau der SS und SA zur Verfügung gestellt.

In ganz Deutschland gab es Massenarbeitslosigkeit. Ein großer Teil der Jugendlichen trieb sich auf den Straßen herum. Man gab ihnen in den Hitler-Sturmlokalen Freibier und Zigaretten. Den ganzen Tag saßen sie in diesen Lokalen.

In Charlottenburg, dort, wo mein Vater wohnte, gab es den berüchtigten SA-Sturm 33, dessen Leitung ein regelrechtes Mordprogramm hatte, ähnlich wie heute der faschistische BDJ in Westdeutschland.

Auf den Mordlisten der SA standen die Spitzenfunktionäre der Kommunistischen Jugend, der Kommunistischen Partei und der Sozialdemokratischen Partei.

Im Februar 1931 wurde der Funktionär des Kommunistischen Jugendverbandes, Otto Grüneberg, von Mitgliedern dieses SA-Sturms in Charlottenburg in der Schloßstraße hinterrücks erschossen.

Den jungen Arbeiter Sch. haben die Faschisten feige überfallen, erschlagen und in Stücke gerissen. Vater erzählte in den Versammlungen und auch bei uns zu Hause von diesem bestialischen Überfall; er berichtete auch, wie ein Nazi-Sturm in Reinickendorf über die Laubenkolonie „Felseneck“ in der Nacht hergefallen war. Die Mörder drangen in die Lauben ein, schlugen Frauen und Kinder, schossen auf die Arbeiter und Jugendlichen, die sich zur Wehr setzten, verwüsteten die Parzellen und zerstörten die Möbel. Überall wüteten die Hitlerscharen gegen die Arbeiter.

Die „Rote Hilfe“ hatte Geld für die Familie des ermordeten Genossen Grüneberg gesammelt, aber die Mutter Otto Grünebergs hatte Vater, der ihr das Geld überbrachte, schlicht und einfach erklärt: „Das Geld brauche ich nicht; ich bin auf meinen Jungen stolz. Er wollte nur das Beste, lebte nur für seine Jugendorganisation, für seine Arbeit, für die Sache der Arbeiter, für den Sozialismus. Er wäre mit mir einverstanden, wenn ich dich, Genosse Thälmann, bitte: Gib das Geld den Kindern, denen die Faschisten den Vater erschlagen haben.“

REICHSPRÄSIDENTENWAHL

Im Frühjahr des Jahres 1932 wurde ich Mitglied des Kommunistischen Jugendverbandes und beteiligte mich an der Agitation zur Reichspräsidentenwahl. Sonntags fuhren wir mit unseren Rädern, beladen mit Zeitungen,

Zeitschriften und Flugblättern, aufs Land und besuchten unsere Gruppen, die es in den Dörfern sehr schwer hatten.

Wir halfen den Jugendgenossen bei ihrer Aufklärungsarbeit mit allen Kräften.

Die Agenten der Kapitalisten sprachen von demokratischen Wahlen und von der Freiheit bei den Wahlen; aber unsere Jugendlichen in den Dörfern verloren ihre Arbeitsstellen, wenn sie sich an der Propaganda für den Arbeiterkandidaten Thälmann beteiligten. Die Lehrlinge wurden deswegen geschlagen, und unsere Gruppe ist von der Polizei bei der Wahlarbeit verhaftet worden.

Als ich bei der Vernehmung meinen Namen sagte, schrie der Schnellrichter: „Du denkst vielleicht, wir machen hier Spaß? Sage uns deinen richtigen Namen!" Ich wiederholte ihn, aber er begriff es nicht. Erst beim vierten Male ging ihm ein Licht auf; denn alle Jugendlichen riefen im Chor: „Es lebe unser zukünftiger Reichspräsident Ernst Thälmann!" Die Polizei stahl uns nun unsere Fahrräder. Aber wir baten die Stadtgruppe der Partei um Hilfe und zogen gemeinsam mit den Genossen zum Polizeirevier zurück. Dort protestierten wir so lange, bis man unsere Räder wieder herausgab.

Vor dem sozialdemokratischen Wahllokal unseres Wahlbezirkes stand ein großes Transparent. Darauf war eine häßliche Karikatur von meinem Vater gezeichnet. Viele Menschen, besonders Frauen, blieben davor stehen und diskutierten darüber. Ich sah mir

das Plakat an, und unter Tränen des Zornes sagte ich zu den Frauen: „Wer meinen Vater wählt, der stimmt gegen den Krieg, der stimmt für die Arbeiter, für den Frieden. Das weiß ich ganz genau."

Die Kandidaten der arbeiterfeindlichen Parteien, besonders Hitler, erhielten von den Kanonenkönigen Krupp und Thyssen, die an einem Krieg verdienen wollten, viel Geld. Ihnen gehörten der Rundfunk, die Presse und der Film. Die ganze schmutzige Flut ihrer Propagandalügen richteten sie gegen Ernst Thälmann, weil er die Arbeiter über die Kriegshetzer aufklärte und zum Kampf organisierte.

Doch trotz Terror, trotz Stimmenunterschlagung, trotz Wahlbeeinflussung und vieler Verhaftungen stimmten bei der Reichspräsidentenwahl 3,7 Millionen Deutsche für den Kandidaten der KPD, Ernst Thälmann. Und im November des Jahres 1932 erhielt die KPD bei den Reichstagswahlen sechs Millionen Stimmen!

ERNST THÄLMANN KÄMPFT FÜR DIE EINHEIT DER ARBEITERKLASSE

Bei seinem letzten Besuch in Hamburg erzählte Vater von dem ungeheuer schweren Kampf, der von der Partei für die Einheit der Arbeiterklasse und gegen Krieg und Faschismus geführt wurde. Dabei berichtete er von der gewaltigen Kundgebung, die am 25. Januar 1933 in Berlin stattgefunden hatte. Er schilderte, wie die Arbeiter in Achterreihen stundenlang an den Ge-

nossen des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei, die vor dem Karl-Liebknecht-Haus standen, vorbeimarschiert waren.

Die Partei hatte die Arbeiter aufgerufen, gegen den drohenden Faschismus und den Krieg zu demonstrieren.

An diesem Tage war es bitter kalt. Die Überfallkommandos der Berliner Polizei begleiteten den Zug. Bei jedem Lied, das gesungen wurde, sprangen die Polizisten von ihren Lastwagen und schlugen auf die Demonstranten ein. Aber die Züge bildeten sich immer wieder neu. Wenn vorn in die Reihen der Arbeiter geprügelt wurde, klangen die Lieder in der Mitte und am Ende des Demonstrationszuges weiter.

Die Menschenmassen mußten durch Umleitungen und andere Niederträchtigkeiten der Polizei stundenlang stehen. Nichts aber hat sie davon abgehalten, ihren Kampfesmut zu zeigen. Es war das Gewaltigste, was Vater, die Kommunistische Partei und die Massen der Demonstranten erlebt hatten. Vater war davon sehr beeindruckt. Doch er war auch beunruhigt; denn er unterschätzte den Faschismus nicht. Vater sagte: „Die Krupp und Thyssen, die an einem neuen Krieg verdienen wollen, zahlen der faschistischen Partei Millionen, die dazu verwandt werden, noch mehr Faschistengarden und Totschlägerorganisationen zu schaffen. Sie sinnen auf neue Maßnahmen gegen unsere Partei und unser Volk. Es ist ein großes Unglück für unser Vaterland, daß die Arbeiterklasse gespalten ist."

Nach dem von dem Arbeitermörder Göring angestifteten Reichstagsbrand in Berlin veränderte sich auch das Leben in unserer Schule zusehends: Morgens mußten wir alle in dem großen Korridor, der zur Straße führte, in Viererreihen antreten, während die häßliche Hakenkreuzfahne hochgezogen wurde. Alle Kinder und alle Erwachsenen, die auf der Straße vorübergingen, mußten den Fetzen grüßen. Man erklärte in der Schule: „Wer die Fahne nicht grüßt, dem können die Kinder ins Gesicht schlagen!"

Stock und Prügel waren jetzt an der Tagesordnung. Die brutale Gewalt wurde verherrlicht. Ich habe mich aber nicht gefürchtet. Tagelang stand ich frühmorgens in der ersten Reihe, und sobald das Kommando gegeben wurde, die Hakenkreuzfahne hochzuziehen, habe ich den Schülerinnen und den Menschen, die auf der Straße stehenblieben oder vorbeigingen, zugerufen:

„Wir wollen nicht singen! Wir wollen die faschistische Fahne nicht grüßen!"

Die Arbeiterfrauen auf der Straße klatschten Beifall. Unser Schulleiter und auch verhetzte Kinder zerrten mich täglich aus der Reihe, und es gab jeden Morgen eine große Aufregung. Nach vierzehn Tagen verbot man mir, mit anzutreten; denn die Kinder der sozialdemokratischen Falkenorganisation und auch viele andere protestierten mit mir gemeinsam.

Am 5. März 1933 fand die letzte Reichstagswahl statt, bei der die Arbeiterparteien zugelassen waren. Meine Mutter kehrte von der Wahl ganz verstört nach Hause zurück. Wir erschraken alle. Großvater Thälmann fragte: „Was ist denn, Rosa?“

Mutter antwortete: „Ich weiß nicht, was werden soll! Im Wahllokal traf ich den Genossen I., und er begleitete mich ein Stück. Er sagte: ‚Im Hamburger Fremdenblatt steht, Ernst Thälmann sei verhaftet. Das wäre der härteste Schlag für die deutsche Arbeiterbewegung!‘ “

Ich tröstete Mutter: „Sei nicht traurig. Wie kannst du nur so etwas glauben? Das wüßten wir doch! Wenn Vater nicht schreiben kann, bekommen wir von den Berliner Genossen Nachricht.“

Aber es stimmte doch! Zwei Tage vor der Wahl hatten die Faschisten den Führer der Kommunistischen Partei Deutschlands, Ernst Thälmann, verhaftet.

Ende März kam ein Genosse aus Berlin, der sich meiner Mutter gegenüber ausweisen konnte. „Genossin Thälmann“, sagte er, „fahre mit mir nach Berlin. Ernst ist verhaftet. Du mußt ihn suchen und die Verbindung zu ihm herstellen.“

Mutter fuhr nach Berlin. Großvater Thälmann und ich waren fünf Wochen allein und wußten in dieser Zeit nichts vom Vater und auch nichts von der Mutter. Es waren die schwersten Tage und Wochen meiner Kindheit. Die Ungewißheit lastete auf uns. So wie mir ging es vielen Arbeiterkindern. Sie kamen nach Hause

und waren plötzlich allein; die Mutter oder der Vater waren von der Gestapo abgeholt worden, manchmal auch beide oder die Geschwister. In vielen Arbeiterhäusern waren Leid und Not eingezogen. Oft wurden die Kinder zur Gestapo mitgenommen, sie wurden bedroht und geschlagen.

In der Schule waren wir isoliert und wurden von vielen gemieden.

DER 1. MAI 1933

Wie war der 1. Mai doch schön in meinem Leben!

Solange ich zurückdenken konnte, war vor 1933 der 1. Mai der herrlichste Tag des Jahres. Mutter hatte schon am Abend vorher alles festlich vorbereitet. Am 1. Mai standen wir früh auf und zogen uns feiertäglich an. Mutter band ihr rotes Kopftuch um. Ich trug als Pionier wie die Älteren die Maiplakette und die rote Nelke. Gemeinsam gingen wir zum Sammelplatz der Demonstranten. Dort sangen wir Pioniere mit den Erwachsenen und Jugendlichen Kampflieder. Auf dem Platz spielte die Musik. Alle Menschen waren froh und in Kampfstimmung.

Aber am 1. Mai 1933 waren Vater und viele Genossen im Kerker, ich hatte Sorge um die Mutter – all das machte diesen 1. Mai zu dem schrecklichsten Tag in meinem jungen Leben.

Am Morgen dieses Tages mußten wir uns in der Schule zu einer faschistischen Feierstunde versammeln.

Wir Pioniere und Falken setzten uns in die letzte Reihe. Wir blieben sitzen und haben auch die faschistischen Hymnen nicht mitgesungen. Die Lehrer befahlen uns, aufzustehen. Sie stießen uns in den Rücken. Ein Teil der Kinder bekam Angst und stand dann doch auf. Am Schluß war ich noch die einzige, die sitzen blieb und nicht mitsang.

Ich mußte zum Lehrerkollegium. Da wurde ich angebrüllt: „Warum bist du nicht aufgestanden?"

Ich antwortete: „Mein Vater ist unschuldig eingesperrt. Ich singe diese Lieder nie!" Und ich habe auch die faschistischen Lieder nie gesungen.

An diesem 1. Mai beteiligten wir Jugendlichen uns an der illegalen Arbeit. Die Losung des Kommunistischen Jugendverbandes war: „Heraus zum Protest! Demonstriert gegen die Inhaftierung der Arbeitervertreter. Schmückt die Häuser von Hamburg rot!" Diesem Aufruf folgten wir. Unsere Betten wurden unbezogen in ihren roten Inletts über die Balkons gehängt. Kaum war dies geschehen, kam die Polizei, um die Frauen aus unserem Hause aufzufordern, die Betten hereinzunehmen. Aber sie hatten am 1. Mai 1933 kein Glück: die Türen blieben verschlossen, und die Straße war wie ein rotes Meer.

Am Nachmittag hatten wir Jugendlichen eine illegale Zusammenkunft, an der sich auch die „Roten Falken" beteiligten. Wir haben unsere roten Fähnchen an die Fahrräder gesteckt, rote Kopftücher umgebunden und sind durch Hamburg gefahren. Überall haben wir unsere Freunde aufgesucht. Sie schlossen sich uns an,

und wir sagten: „Schmückt eure Häuser rot! Fordert die Freilassung aller politischen Gefangenen!"

Durch diese Aktionen war die Nazi-Polizei in höchste Wut gebracht worden; sie nahm in den Arbeiterbezirken wahllos Verhaftungen vor.

Über diesen 1. Mai mußten wir einen Aufsatz schreiben. Ich schrieb: „Die Bedeutung des 1. Mai ist eine gute; denn die Arbeiter in der ganzen Welt demonstrieren schon viele, viele Jahre am 1. Mai für den Achtstundentag, für Arbeit und Brot, für ihre Kinder und gegen Kinderausbeutung, für die Freiheit aller Menschen. Gestern, am 1. Mai, hat Hitler in Berlin auf dem Tempelhofer Feld gesprochen, und wir haben in der Schule über den Rundfunk gehört, daß er sagte: ‚Man muß den Kommunismus und die Kommunisten ausrotten!' Das kann man doch nicht; denn die Kommunisten sind ja die besten Arbeiter, und wenn man die besten Arbeiter ausrottet, dann geht es unserem deutschen Volke sehr schlecht. Mein Vater ist Kommunist. Er ist ein guter Vater und ein guter Mensch. Was mein Vater mit den Arbeitern verwirklichen will, kann nur eine sehr gute Sache sein. Ich weiß von ihm: Wenn wir in Deutschland den Sozialismus haben, dann haben alle Menschen Arbeit und ein besseres, schöneres Leben!"

ERNST THÄLMANN GEFANGEN

In den ersten Tagen des Monats Mai kam Mutter von Berlin zurück. Sie erzählte: „Vater habe ich gefunden.

Er ist im Polizeipräsidium am Alexanderplatz in Einzelhaft. Nach Tagen konnte ich ihn auf einige Minuten sehen. Er war sehr ruhig, zuversichtlich und sprach mir gut zu. In meinem Beisein erklärte der Beamte, daß nichts Politisches geredet werden dürfe. Vater schaute ihn von oben bis unten an und lächelte. Sein Gesicht drückte aus: ‚Ich stehe nicht allein, Tausende von Arbeitern stehen an meiner Seite und werden kämpfen!' – Irma, er läßt dich recht herzlich grüßen. Vater sagt, du sollst durch Fleiß und gute Arbeit die Achtung deiner Mitschülerinnen und Lehrer erringen. Er bittet Großvater, haushälterisch mit seiner Gesundheit zu sein; denn er will ihn wiedersehen. Vater erzählte, daß ihm sein Geld und auch die Schlüssel abgenommen wurden. Er sagte, daß ich mich in allen Angelegenheiten an den Untersuchungsrichter Braune wenden solle. Dieser verwies mich an das Haus, das bisher das Haus des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei gewesen war – das Karl-Liebknecht-Haus.

Ihr könnt euch gar nicht denken", fuhr die Mutter fort, „wie mir zumute war, als ich dieses Haus betrat, in dem vor wenigen Wochen noch Vater und die führenden Genossen der Partei gearbeitet hatten. In diesem Haus sitzen jetzt Verbrecher – die Geheime Staatspolizei (Gestapo). Man schickte mich zu einem dieser Arbeitermörder. Ich war kaum eine Minute dort, da sah ich, wie der eine und der andere dieser Spürhunde ins Zimmer kamen und mich dauernd anschauten. Ja, wie bei einer Prozession liefen sie durch den Raum. Als ich das bemerkte, trat ich ans Fenster, so daß sie nur

meinen Rücken sehen konnten. Der Gestapobeamte brüllte mich an, ich sollte mich doch auf einen Stuhl setzen. Aber ich blieb stehen. Ich zeigte den faschistischen Banditen meine Verachtung.

Der Genosse, der mich von Hamburg abgeholt hatte, brachte mich später nach Schöneberg zu der Arbeiterfamilie K. Diese Genossen waren herzlich und sehr gut zu mir. Sie umsorgten mich, und ich spürte ihre große Liebe zu unserem Vater. Alle Genossen, die ich in Berlin kennengelernt habe, sind tapfer, solidarisch und prächtige Menschen. Sie kämpfen so wie die Genossen in Hamburg."

ILLEGALE ARBEIT

Kaum war die Mutter zu Hause, begannen bei uns die ununterbrochenen Haussuchungen, die jahrelang nicht aufhörten. Wir hatten immer etwas im Hause, was der Gestapo niemals in die Hände fallen durfte. Daraus machten wir sorgfältig ein kleines Päckchen. Ich versteckte es in der Nacht in meinem Bett. Immer lag ein Schlüpfer auf dem Nachttisch. Wenn es auf der Treppe polterte, an der Tür klopfte, versteckte ich das Päckchen an meinem Körper. Ich zog den Schlüpfer an und stand nur dann aus dem Bett auf, wenn die Gestapoleute mich dazu aufforderten. Sie haben nie etwas bei uns gefunden.

Jahrelang konnten wir nicht ruhig schlafen. Ständig war unser Haus unter Beobachtung; und manchmal dachten wir, es wäre nicht mehr zu ertragen.

In der Nähe von Hamburg, im Borstler Moor, hatte die Kommunistische Jugend eine illegale Zusammenkunft. Eine Jugendgenossin begleitete mich dorthin. Auf dem Wege kam uns ein Mädchen von der Hitlerjugend, das viel älter war als wir, entgegen. Sie hatte Schaftstiefel an, trug die Naziuniform, und in der Hand schwang sie eine Hundepeitsche. Ein Schäferhund lief ihr voraus. Als wir vorbeigingen, stieß sie uns an. Wir ließen uns aber nicht provozieren und gingen ruhig weiter. Da rief sie: „Du, Thälmann, du Kommunistin!" Ich sagte leise zu meiner Genossin: „Bleib ruhig, in der Nähe sind die Jugendgenossen, und wir dürfen die illegale Versammlung nicht gefährden. Wer weiß, was sie will."

Als das Nazimädchen unsere Ruhe bemerkte, kam es im Laufschritt zurück, hetzte den Hund auf uns und schlug mir mit der Hundepeitsche ins Gesicht und auf den Kopf. Niemand von den Erwachsenen, die das bemerkten, wagte, ihr die Peitsche zu entreißen. Sie war in Uniform und stand unter dem Schutz der SS-Banditen.

DIE UNMENSCHLICHKEIT FASCHISTISCHER ERZIEHUNG

An einem heißen Sommertag nahm ich mein Badezeug, um schwimmen zu gehen. Als ich zur Badeanstalt kam, sah ich dort eine Gruppe junger Mädchen, die mir bekannt waren. Sie gehörten der faschistischen Mädchenorganisation (BDM) an. Einige waren darunter,

die mich schon in der Schule und auch, wenn ich sie auf der Straße traf, wegen meiner Zugehörigkeit zur Pionierorganisation und zum Kommunistischen Jugendverband angepöbelt hatten. Eines davon hatte einmal gesagt: „Na, wir passen auf! Wenn wir dich bei der Arbeit für die Kommunisten erwischen, dann kannst du was erleben!"

An diesem Tage freute ich mich so darauf, ins kühle Wasser zu springen, zu schwimmen, daß ich meine Gedanken, als ich die Mädchen bemerkte, sofort wieder auf diese Freude lenkte. Ich zog mich schnell aus, stand einige Minuten am Wasser, dann schwamm ich los. Auf einmal sah ich, wie die Mädchen auf mich zuschwammen. Sie hätten mich aber nicht unsicher gemacht, wenn ich nicht auch meinen Namen gehört und bemerkt hätte, daß ihre Zurufe von tiefem Haß erfüllt waren. Ich konnte nicht mehr ausweichen. Die Mädchen hielten mir die Beine so fest, daß ich nicht mehr schwimmen konnte. Ich schrie um Hilfe, doch mein Kopf wurde schon ins Wasser gedrückt; Angst und Kälte zogen durch meinen Körper.

Aber von den Bänken der Badeanstalt wurde geantwortet. Dort stand eine Arbeiterfrau, die das beobachtet hatte; sie sprang ins Wasser.

„Was macht ihr denn da? Ihr ertränkt ja das Mädchen!" rief sie.

Auf die Hilferufe der Frau hin kam der Badewärter angeschwommen. Da ließen mich die Mädchen los und verschwanden.

Ich war ganz erschüttert.

Wie war es nur möglich, daß Mädchen, die mit mir zur Schule gingen und in meinem Alter waren, mich umbringen wollten, weil ich das Kind Ernst Thälmanns war?

Die Arbeiterfrau hat mich nach Hause gebracht. Sie sagte: „Diese Mädchen sind bestialisch verhetzt. Du darfst nicht mehr allein gehen. Gehe mit deinen Kameradinnen, die so denken wie du. Die BDM-Mädchen hat man furchtbar belogen. Man hat ihnen nicht gesagt, wer dein Vater ist, sondern man hat ihnen vorerzählt, dein Vater wolle blutige Unruhen in Deutschland schaffen. Er trüge auch die Schuld am Reichstagsbrand. Und diese Lügen glauben sie. Sie werden zum Mord erzogen. Erzähle es deiner Mutter und sei vorsichtig!"

GROSSVATER THÄLMANN ERZÄHLT

Als Mutter im April 1933 einige Wochen wegen Vater in Berlin war, saß ich viele Abende mit Großvater Thälmann zusammen. Dabei kam Großvater ins Erzählen. „Weißt du, Irma", begann er, „deines Vaters Kindheit war schwer. Als er vier Jahre alt war, habe ich ihn bereits zum Markt mitgenommen. Ernst ging noch nicht zur Schule, da weckte ich ihn oftmals schon morgens um vier Uhr. In wenigen Minuten war er angezogen und half mir beim Anspannen des Pferdes. Nie habe ich den Jungen weinerlich gesehen, sondern immer frisch und zum Erzählen aufgelegt. Wenn ich Gemüse auflud, paßte er aufs Pferd auf. Die Handels-

Ernst Thälmann auf einer internationalen Kundgebung in Hamburg. Links ein sowjetischer Seemann, rechts ein chinesischer Arbeiter

Ernst Thälmann mit einem Delegierten der Kolonialländer auf dem Solidaritätstag der Internationalen Arbeiterhilfe (IAH) 1931 in Hamburg

Ernst Thälmann spricht während der gewaltigen Maidemonstration im Jahre 1931 zu den Werktätigen Berlins

Die Kommunistische Partei warnt die Arbeiter vor den Faschisten und ruft sie zur Aktionseinheit auf

Das Mitglied des ZK der KPD Fritz Heckert im Wahlkampf für den Präsidentschafts-kandidaten Ernst Thälmann

Begeistert ziehen die Berliner Arbeiter auf dem Wedding – Kösliner Straße – an ihrem „Teddy" vorbe

leute, die den Großmarkt bevölkerten, hatten meinen Jungen gern. Sie machten ihren Spaß mit ihm. Zu mir sagten sie: ‚Johann deine beste Ware ist dein Junge. Was willst du für ihn haben? Den kaufen wir dir sofort ab!'

Dein Vater war ein hübscher Junge. Er hatte blonde Locken und ein aufgewecktes, liebes Gesicht, und gescheit war er. Er konnte schon rechnen, bevor er zur Schule ging, und die Handelsleute stellten ihm gern schwierige Rechenaufgaben, die er mit Leichtigkeit löste. Manchmal hat er sich abends noch den Kopf zerbrochen, wenn er nicht imstande war, die Lösung gleich zu finden. Die Handelsleute verwöhnten ihn. Sie hatten immer ein gutes Wort und kleine Geschenke für Ernst. Das machte ihn aber nicht stolz; denn er ist sonst nie vom Leben verwöhnt worden.

Ich habe Ernst auch in das Gasthaus mitgenommen, in dem die Marktleute verkehrten. Dort frühstückten alle. Besonders als Ernst älter war und die Schule besuchte, hat er seine Ohren aufgesperrt, damit ihm von den Gesprächen nichts verlorengehe. Wenn er sich in ein Gespräch einmischte, kam ich oft in Verlegenheit. Er war schlagfertig in seinen Antworten. Frühzeitig interessierte es ihn, warum die Großkaufleute, die schöne große Geschäfte haben, die guten Waren kaufen können, während die Gemüsehändler in den Arbeiterbezirken dem Großmarkt die billigere und schlechtere Ware abnehmen müssen. Die beste Qualität wurde für die Kaufherren, für die reichen Leute Hamburgs ausgesucht. Die ausländischen Weintrauben, die großen Apfelsinen und Bananen, die in besonderen Kisten ver-

packt waren, lieferte der Großkaufmann an seine reiche Kundschaft. Ich selbst konnte immer nur einen ganz kleinen Teil bester Qualität kaufen. Das minderwertige Obst und Gemüse war für die Arbeiterfamilien."

ERNST WAR EIN FEINFÜHLIGER, GUTER KAMERAD

„Ernst liebte seine Mutter sehr, aber er hatte viele Auseinandersetzungen mit ihr. Sie war sehr fromm. Als sie Ernst einmal mit in die Kirche nehmen wollte, fragte er sie: ‚Ist das vom lieben Gott richtig, daß so viele Kinder meiner Schule im Winter ohne Mantel gehen müssen? Ist es richtig, daß die Kinder hungrig sind? Wie viele haben in meiner Schule nur trockenes Brot oder auch gar keins. Sie müssen hungern und frieren. Das tut doch sehr weh. Die Kinder der reichen Leute brauchen nicht zu hungern und zu frieren. Weißt du, Mutter, das verstehe ich nicht!' "

Großvater erzählte weiter: „Ich muß heute noch lachen, mit welcher List Ernst jeden Morgen um gut belegte Brote kämpfte. Seine Schwester bekam manchen Puff, wenn sie ihm nicht gab, was er forderte. Aufmerksam stand er da und verlangte: ‚Gib mir noch eines mehr, leg noch eine Scheibe Wurst darauf!'

Jeden Morgen war es dasselbe.

Als ich ihn einmal fragte: ‚Was machst du nur mit so viel Brot?', da antwortete er: ‚Weißt du, Vater, Mutter versteht nicht, daß ich die Brote meinen Schul-

kameraden, die hungrig sind, mitbringe.' Er hatte immer einige seiner Kameraden bei sich, wenn im Hafen Kohlen ausgeladen wurden, damit die Jungen für die Eltern einige Kohlen verdienen konnten.

Ernst war zehn Jahre alt; da brach in Hamburg der große Hafenarbeiterstreik aus. Das war etwas für Ernst. Stundenlang blieb er von zu Hause weg. Er hielt sich bei den streikenden Arbeitern auf. Als ich ihn dafür strafte, sagte er: ,Warum schlägst du mich? Die Hafenarbeiter sagen, wir müßten ihnen helfen. Sie sagen, die Kohlenhändler sollten keine Kohlen verkaufen, dann werden die Einwohner von Hamburg den Streik unterstützen.' Ich dachte damals, ich hörte nicht richtig, und brüllte Ernst an: ,Was, du willst unser Geschäft ruinieren? Soweit kommt es noch!'

Ernst war in diesen Tagen nicht zu Hause zu halten. Es zog ihn zum Hafen. Dort waren die Arbeiter. Dort war sein Leben."

ERNST THÄLMANN HATTE EINE SCHWERE KINDHEIT

Eines Abend war der Großvater traurig. Er sagte: „Irma, ich überlege mir so oft, daß es schlecht war, wie wir Eltern unsere Kinder behandelten. Aber schau, wir konnten doch nicht anders. Die Not zwang auch uns, unseren eigenen Jungen auszubeuten, indem wir ihn schon als Kind in unserem Gemüse- und Fuhrgeschäft arbeiten ließen. Ob ich zum Großmarkt oder

zum Güterbahnhof fuhr, ob wir einen Möbelumzug machten oder ob wir im Hafen Kohlen aufluden: Ernst hat mir schon als Schulkind einen Arbeiter ersetzt. Zum Spielen, zum Fröhlichsein hatte er kaum Zeit; viel weniger noch, um seine Schularbeiten zu machen. Wenn er sich für sein Taschengeld ein Buch kaufte und es in der Nacht lesen wollte, dann machten ihm Mutter oder ich das Licht aus. Wir waren der Auffassung: das Lesen ist nicht so wichtig, die Arbeit kommt an erster Stelle, und in der Nacht muß man schlafen. Aber Ernst ließ sich nicht beirren. Trotz aller Schwierigkeiten und Hindernisse las und lernte er in jeder freien Minute. Daß er in der Schule ein sehr guter Schüler war, das war wiederum ganz selbstverständlich für uns. Und ich war stolz darauf, wenn mir die Lehrer das sagten. Wir hatten auch manche Auseinandersetzung mit Ernst, weil er immer den Kopf voller Neuerungen hatte, die er im Hause einführte. Stets hatte er zu basteln, und manche Strafe mußte er für seine Veränderungen einstecken. Er war aber zäher als wir und hat sich oft durchgesetzt."

Großvater erzählte weiter: „Irma, all das Schwere, das dein Vater in seiner Kindheit erlebte, hat dazu beigetragen, ihn zu dem Kämpfer zu machen, der er heute ist. Daraus erklärt sich auch seine große Liebe zu den Kindern. Er, der keine frohe Kindheit hatte, dessen Leben mit schwerer Arbeit ausgefüllt war, er trägt den starken Willen in sich, den Arbeiterkindern eine viel schönere und bessere Kindheit zu schaffen, in der die Fähigkeiten der Kinder frühzeitig entwickelt

werden. Er will, daß die Arbeiterkinder, die genauso klug sind wie die Kinder der Reichen oder klüger, die ihnen zukommenden Schulen besuchen können. Sie sollen Techniker, Ingenieure und Baumeister werden. Ihm selbst war es nicht vergönnt, eine solche Schule zu besuchen. Sein Studium war härter und schwerer."

BESUCH IM GEFÄNGNIS MOABIT

In den Schulferien 1933 schrieb Mutter an die Gestapo um Erlaubnis für uns beide, unseren Vater im Gefängnis besuchen zu dürfen. Als wir die Erlaubnis in Händen hatten, bereitete Mutter mich auf den Besuch vor. Mein Herz war sehr schwer; ich weinte ununterbrochen. Einige Male weckte Mutter mich in der Nacht, da ich im Schlaf laut schluchzte und nach Vater verlangte. Mutter war recht energisch; sie erklärte mir: „Wenn du nicht zu weinen aufhörst, wirst du verheult aussehen. Was soll Vater denken? Ich nehme dich auf keinen Fall mit, wenn du dich nicht zusammenreißt."

Das half; denn ich wollte unbedingt meinen Vater sehen. In Berlin gingen wir gleich vom Bahnhof zum Gefängnis. Drei Stunden warteten wir vor dem Besuchszimmer. Wir waren dort nicht allein. Viele Frauen und Mütter warteten so wie wir. Die meisten hatten den gleichen Kummer wie wir. Einer fragte angsterfüllt den anderen: „Ob mein Mann lebt?" – „Ob mein Mädel noch gesund ist? Ob ich meinen Jungen sehen werde?" – „Ach, hoffentlich nehmen sie das Paket mit Wäsche

heute an!" – Stundenlang dieselben Gespräche. Vorsicht war am Platze. Konnte man wissen, ob nicht Spitzel der Gestapo uns aushorchen wollten? Davor hatte mich Mutter schon in Hamburg gewarnt. Deshalb habe ich in diesen Stunden nur still zugehört und nicht gesprochen. Ich weiß heute noch die Qualen, die ich dort durchlebte. Immer ging ich im Gang auf und ab. Ich zählte die kleinen Scheiben im Flurfenster und die Risse in den Wänden. Jedesmal erschrak ich und alle mit mir, wenn ein Name aufgerufen wurde. – Endlich kam der Beamte und holte uns herein.

Ich sah zuerst nur Vater. Ich wollte auf ihn zuspringen, aber da war ein Tisch. Vater streckte mir die Hand hin. Ich war so erschüttert, daß ich steif wie ein Stock stehenblieb, bis mich Vater liebevoll aufforderte: „Nun, Irma, willst du mir nicht guten Tag sagen?" Er streichelte meine Hand und behielt sie einige Minuten in seinen Händen. Vater und Mutter unterhielten sich. Manchmal richtete Vater eine Frage an mich, und ich antwortete mechanisch wie eine aufgezogene Puppe.

Ich weiß heute noch nicht genau, was ich damals mit Vater gesprochen habe. Ich sah nur den Mann am Fenster stehen, der immer Mutter und Vater anschaute und all dem zuhörte, was gesprochen wurde. Mein ganzer Haß galt ihm und dem Tisch; denn ich konnte nicht zu Vater gehen – der Tisch war zwischen ihm und mir. Ich erinnere mich noch genau daran, wie wir Vater wieder verlassen mußten und Mutter vor der Tür zu mir sagte: „Nun komm, Irma, wir wollen zu den Freunden gehen."

Da begann ich bitterlich zu weinen und klagte: „Mutter, ich habe doch Vater gar nichts sagen können. Alles habe ich vergessen – dieses schreckliche Haus, Mutter! Ist es denn nicht möglich, den Vater und alle anderen unschuldigen Menschen aus dem Gefängnis zu befreien?"

Meine Mutter weinte nicht. Sie sagte: „Doch, Irma, die Arbeiter werden kämpfen, und Vater und alle anderen Väter werden heimkommen."

Nach dem Besuch im Gefängnis fuhren wir zu Freunden nach Schöneberg.

16. APRIL
ERNST THÄLMANNS GEBURTSTAG

Die Freunde empfingen uns herzlich. Sie erzählten: „Wir haben Nachricht von einem Genossen im Hauptpostamt, mit dem wir in Verbindung stehen. Am 16. April, dem Geburtstag von Ernst Thälmann, war große Aufregung bei der Post. Viele, viele Briefe und Karten aus ganz Deutschland und dem Ausland waren für Ernst Thälmann in Berlin angekommen. Es waren einige Säcke voll. Als die Post für das Gefängnis Moabit gesichtet wurde, machte der Nazi-Dienststellenleiter der Gestapo Mitteilung über die vielen, vielen Briefe für Ernst Thälmann. Nun möchten die Genossen im Hauptpostamt gern wissen, ob Ernst Thälmann die Post überhaupt erhalten hat." Mutter sagte den Freunden, daß die Hamburger Genossen ebenfalls geschrieben

hätten und daß sie heute bei ihrem Besuch Vater danach gefragt hätte. „Ernst wußte sofort, was ich meinte, und antwortete: ‚Zu meinem Geburtstag wurde mir nur die Post von dir und den Angehörigen ausgehändigt.‘“

DAS SCHWARZE AUTO

Am anderen Morgen, früh um sechs Uhr, ertönte das bekannte Trommeln und Sturmläuten an der Tür. Dann wurde gebrüllt: „Aufmachen! Geheime Staatspolizei!“ Drei Frauen und zwei Kinder waren in der Wohnung. Die Gestapobanditen brüllten: „Haussuchung! Alle mit zur Prinz-Albrecht-Straße! Die Kinder bleiben hier!“ Ich ging zum Fenster und schaute auf die Straße. Die Wohnung lag im dritten Stock. Vor dem Haus stand ein Mercedes. Voller Entsetzen rief ich: „Mutter, die wollen dich mit einem Auto fortbringen!“

Der Leiter der Gestapoleute grinste: „Na, so ein Auto habt ihr doch auch gehabt.“

Ich sah ihn von oben bis unten an, und Mutter sagte in sehr scharfem Ton: „Wir waren noch nie Besitzer eines Autos.“

Der Leiter dieser Bluthunde äußerte zu den anderen: „Schaut mal die Junge an, die hat denselben Blick wie Thälmann.“

Nachdem Mutter und die beiden anderen Genossinnen fort waren, haben wir zwei Kinder Kaffee gekocht, abgewaschen und die Wohnung saubergemacht. Wir beiden nahmen uns vor: Wenn unsere Mütter bis zum

Abend nicht zu Hause sind, gehen wir auch zur Zentrale der Gestapo in der Prinz-Albrecht-Straße. Nach drei Stunden kehrte Mutter mit der einen Freundin zurück. Sie waren aufgeregt, weil die dritte Genossin nicht mit ihnen entlassen worden war.

Mutter erklärte: „Sie wird kommen, denn wir haben folgende Aussagen vereinbart: Else St. und ich haben uns beim Warten in Moabit im Korridor vor dem Besuchszimmer kennengelernt. Ihr Mann ist ebenfalls eingesperrt. Im Verlaufe des Gesprächs hat sie uns eingeladen, während des Aufenthaltes in Berlin bei ihr zu wohnen; denn sie war der Meinung, wir sollten kein Geld für Übernachtung ausgeben. Da wir in Berlin ganz fremd sind, nahmen wir diese freundliche Einladung sehr gern an."

Endlich kam Else. Wir waren glücklich und atmeten auf.

Die Genossin Else ist einige Monate später bei ihrer schweren illegalen Arbeit verhaftet worden. Die Nazis warfen sie in das Konzentrationslager. Ihren Mann haben die Faschisten ermordet. Else hat die grauenvolle Zeit überstanden. Unsere Freundschaft ist heute noch stark und fest.

GROSSVATER THÄLMANN STARB

Im Oktober 1933 fuhr Mutter nach Berlin, um für meinen Vater Wäsche abzugeben und um zu versuchen, ihm in der Haft Erleichterungen zu verschaffen. Während

dieser Zeit bekam Großvater Thälmann einen Schlaganfall. Er wurde in das Krankenhaus Eilbeck gebracht.

Ich telegrafierte an Mutter; denn Großvater Thälmann verlangte ununterbrochen im wachen Zustand und im Fieber nach seinem Sohn. Auf mein Telegramm hin ging Mutter zum Untersuchungsrichter Braune, sie ging zum Rechtsanwalt, zur Gestapo – sie versuchte alles, um durchzusetzen, daß Vater Urlaub erhielte, um seinen Vater zu besuchen. Man machte ihr Hoffnung, und sie fuhr leichteren Herzens nach Hause. Im Krankenhaus tröstete sie den Großvater und sagte: „Ernst wird kommen." Der Kranke wartete tagelang – bis sein Herz aufhörte zu schlagen. Wir telegrafierten an Vater. Die Gestapo und der Untersuchungsrichter Braune versprachen dem Vater, daß er in Begleitung von einigen Gestapobeamten zum Friedhof gebracht werden würde. Das war aber eine Lüge.

BRIEF ZUM GEBURTSTAG

„Meine liebe Irma!

Einsam, isoliert, abgesperrt vom Leben der Menschheit sitze ich und denke in dieser von ernster Trauer erfüllten Stunde an Deinen Geburtstag, der am kommenden Montag sein wird. Du wirst es schließlich verstehen, wenn ich, zwar nur kurz und bescheiden, aber aus tiefstem Herzen und mit der größten inneren Liebe Dir diese teuren Glückwünsche brieflich übermittle, ohne eine besondere Karte zu schicken.

Ich empfinde es mit Dir, daß in Anbetracht des plötzlichen Todes Deines lieben Großvaters Deine besonderen Wünsche an diesem Tage zerstört sind. Aber das Schicksal, das uns alle kummervoll überfällt und besonders Dich in diesen jungen Jahren schon so schwer trifft, darf uns nicht unterkriegen, sondern wir müssen trotz der unerbittlichen Härte und Strenge dieser Zeit mutig und tapfer sein. So wirst Du an Deinem Geburtstage schon daran denken, wie und was Du Dir zu wählen gedenkst für Deinen späteren Beruf ... Ich hoffe, daß es Dir gut geht und Du Deinen Geburtstag ernst und ruhig verleben wirst.

Muttis Brief habe ich gestern um $10^{1}/_{2}$ Uhr bekommen. Ich werde darauf noch besonders antworten. Ich weiß, wenn man mir auch durch das Staatspolizeiamt verweigert hat, an der Beerdigung meines lieben Vaters teilzunehmen, daß Ihr alle in Gedanken bei mir gewesen seid und an mich gedacht habt.

Viele herzliche Grüße an Mutti. Nochmals die herzlichsten Glückwünsche, es grüßt Dich von ganzem Herzen

Dein lieber Vater"

GRUSS DEM VATER ERNST THÄLMANNS

Am 4. November 1933 fand die Beisetzung von Großvater Thälmann auf dem Friedhof in Hamburg-Ohlsdorf statt. Es war keine Trauerfeier, es war eine Demonstration der Hamburger Arbeiter. Am Eingang

des Friedhofes hatten sich Gestapoleute in Zivil postiert. In der Halle des Krematoriums waren ringsum Stühle aufgestellt, und als wir den Raum betraten, waren diese Stühle schon von den Spürhunden der Gestapo besetzt.

Die Blumen und Kränze für Großvater waren mit roten Schleifen geschmückt. Auf den roten Schleifen standen mutige Worte: „Wir grüßen unseren tapferen Freund Ernst Thälmann!“ – Letzten Gruß dem Vater unseres Arbeiterführers Ernst Thälmann!“ – „Heraus mit allen politischen Gefangenen!“ – „Es lebe der Sohn unseres Volkes, Ernst Thälmann!“

Auf dem Weg zum Krematorium wurden die Schleifen auf Befehl des Hamburger Statthalters Kaufmann von der Gestapo abgerissen, Verhaftungen erfolgten.

Doch die Arbeiter ließen sich nicht provozieren. Sie zogen zum Krematorium, das wegen Überfüllung geschlossen wurde. Im Krematorium lag eine Liste aus, in die sich alle Anwesenden eintragen sollten. Das taten jedoch nur die wenigen Angehörigen. Welch eine Fundgrube wäre diese Liste sonst für die Gestapo gewesen! Am selben Tag hätte sie noch Massenverhaftungen in Hamburg vornehmen können. Die Hamburger Arbeiter und ihre Freunde brachten ihre Kampfbereitschaft und ihre Liebe zur Partei und zu Ernst Thälmann am Grabe des alten Sozialisten Johannes Thälmann zum Ausdruck.

Am 17. März 1934 ging ich das letzte Mal zur Volksschule. In den früheren Jahren hatte der Kommunistische Jugendverband für die Kinder, die nicht der Kirche angehörten, jedes Jahr eine sehr schöne und eindrucksvolle Schulentlassungsfeier vorbereitet. Nun waren die Arbeiterorganisationen von den Faschisten verboten.

Unser Vater schrieb in einem seiner Briefe aus dem Gefängnis, daß wir in der Familie eine kleine Feier durchführen sollten.

Wir wurden aber überrascht. Am 18. März in der Frühe, als wir noch im Bett lagen, klingelte es. Freunde, die damals noch nicht verhaftet waren, brachten Blumen und kleine Geschenke. Nun riß der Besuch gar nicht mehr ab. Über fünfzig Blumentöpfe und viele Sträuße haben die Freunde gebracht: rote Alpenveilchen, rote Nelken und Rosen. Es war, als hätten die Hamburger Genossen sich verabredet. Alle wollten an diesem Tage Vaters Stelle vertreten; sie sagten Mutter und mir gute Worte. Es war ein sehr schöner Tag, den ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen werde. Mutter und mir war es klar: Diese Liebe galt in erster Linie unserer Kommunistischen Partei und ihrem Vorsitzenden, Ernst Thälmann.

Als Mutter den Vater an seinem Geburtstage besuchen konnte, machte ihn der Bericht über meine Schulentlassungsfeier mit den Genossen sehr glücklich. Wir hätten Vater so gern ein Alpenveilchen gebracht. Das hat uns die Gestapo nicht erlaubt. Mein Vater sagte:

„Wir können sehr stolz sein auf unsere Freunde. Es gehört Mut dazu, die Familie Thälmann zu besuchen. Wer trotz dieser Verfolgung zu euch kommt, dem sagt herzlichen Dank für die Treue und die Liebe zu unserer Sache."

IHRE SPRACHE WAR EINE ANDERE

Von der Schule hatte ich ein gutes Abgangszeugnis erhalten. Nun besorgten mir einige anständige Lehrer eine Freistelle an der Handelsschule am Berliner Tor in Hamburg. Ich hatte damals ein Ziel: Ich wollte eine gute kaufmännische Kraft werden, wollte sehr schnell und viel lernen, um nach dieser Lehrzeit in einem Rechtsanwaltsbüro zu arbeiten. Ich meinte, daß ich dann die Möglichkeit hätte, unseren politischen Gefangenen zu helfen. Meine Tätigkeit im Rechtsanwaltsbüro wollte ich verbinden mit der illegalen Arbeit für den Kommunistischen Jugendverband.

Diese Handelsschule besuchten fast nur Kinder begüterter Eltern. Ich war das einzige Arbeiterkind in der Klasse. Vom ersten Tage an plagten mich die anderen. Ihre Interessen waren ganz andere als meine. Ich habe sie nicht verstanden. Sie unterhielten sich nie über das Lernen, sondern nur immer über die faschistische Organisation „Bund Deutscher Mädel", und sie grölten ihre Kriegslieder. Zu mir sprachen sie überheblich und gemein. Ihre Worte waren eine einzige Hetze gegen die Arbeiter und gegen meinen Vater. Die Lehrer unterstützten die Schülerinnen. Ich konnte es

nicht mehr aushalten, und eines Tages erklärte ich meinen Austritt aus der Handelsschule. Mutter stellte ich vor die vollendete Tatsache; denn sie hatte mir immer gesagt: „Du mußt stark sein, Irma, nur an das Lernen denken." Aber das war mir in dieser Schule nicht möglich. Ich meldete mich auf der Haushaltungsschule an und sagte zu Mutter: „Dort sind Arbeiterkinder, die meine Sprache sprechen, dort gehöre ich hin."

Zwei Jahre besuchte ich diese Haushaltungsschule. Den Geschichtsunterricht erteilte der gleiche Professor, der diesen Unterricht auch in der Handelsschule gegeben hatte. Als er mich nun in der Haushaltungsschule wiedertraf, sprach er mich an und fragte: „Warum bist du von der Handelsschule weggegangen? Du hast doch gut gelernt."

Ich habe ihm die Gegenfrage gestellt: „Warum waren Sie in der Handelsschule anders zu mir? Heute haben Sie mich nicht links liegenlassen. In der anderen Schule haben Sie und die anderen Lehrer mich nicht beachtet." Er schwieg darauf, er fürchtete, seine Stellung zu verlieren.

SIE KRIEGEN UNS NICHT KLEIN

Die Turnlehrerin der Haushaltungsschule war eine böse Faschistin. Unter ihrer Leitung wurde das Turnen zum militärischen Drill. Sie sprach nur in einem üblen Kasernenhofton, ließ Lieder singen wie „Heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt" und hielt haßerfüllte Reden gegen andere Völker. Übungen für

den Nazigruß waren an der Tagesordung. Das war ihr Turnen. Körperkultur gab es nicht. Täglich forderte sie mich vor den anderen Mädchen auf, zu singen und zu grüßen. Sie stellte mich an den Pranger und versuchte die Schülerinnen gegen mich aufzuhetzen. Das gelang ihr nicht. Sie bekam mehrmals richtige Wutanfälle und erklärte: „Dich kriegen wir schon klein. Deinen Vater und seinesgleichen werden wir ausrotten. Dieses Los hast auch du vor dir." Eines Tages rief sie: „Ich mache Meldung! Was hast du an unserer Schule verloren? Du mußt hier hinaus!"

Mutter erhielt von der obersten Schulbehörde eine Vorladung. Ich wurde am selben Tag zu neun Uhr und Mutter zu zehn Uhr bestellt. Als ich in das Konferenzzimmer gerufen wurde, grüßte ich mit „Guten Morgen". Der Rektor erklärte: „Gehe noch einmal vor die Tür, komme wieder und grüße richtig, wie ein deutsches Mädchen zu grüßen hat." Ich kam zurück und war stumm. Der Vorsitzende dieses Lehrerkollegiums sagte zu mir: „Bist du Irma Thälmann?" – „Ja." – „Wirst du zu Hause aufgefordert, den Hitlergruß zu verweigern?" – „Nein." – „Wirst du zu Hause politisch beeinflußt?" – „Nein." – „Werden zu Hause politische Reden geführt?" – „Nein." – „Besuchen euch die Freunde deines Vaters?" – „Nein." – „Triffst du dich mit Kindern, die früher mit dir bei den Pionieren und ‚Roten Falken' waren?" – „Nein." – „Denkst du, daß sich die heutige Zeit, das Dritte Reich, jemals ändern wird?" – Ich erklärte: „Einer denkt so – der andere anders." – Ich konnte gehen. Vor der Tür wartete Mut-

ter. Sie mußte auch hinein. Man stellte Mutter die Frage: „Beeinflussen Sie ihre Tochter gegen Deutschland?" – Mutter sagte mit gutem Gewissen: „Nein." – „Warum grüßt Ihre Tochter nicht mit ‚Heil Hitler'?" – Mutter erklärte: „Das verstehe ich. Ihr Vater, den sie liebt, sitzt unschuldig im Gefängnis. Ich billige ihr Verhalten."

Zu gern hätten mich die Faschisten meiner Mutter weggenommen, um mich in eine faschistische Erziehungsanstalt oder in eine faschistische Familie zu bringen, aber es gelang ihnen noch nicht.

Die Schule veranstaltete ein Sportfest mit Wettkämpfen. Trotz des Protestes der Turnlehrerin wurde ich für das Sportfest gemeldet und einer größeren Gruppe zum Training zugeteilt. Im Laufen war ich sehr gut, meine Teilnahme wurde von den Schülern und der Sportleitung gern gesehen.

Der rote Sportdreß, den mir Vater geschenkt hatte, war ihnen allerdings ein Dorn im Auge. Mir aber war er doppelt lieb.

„Ausgerechnet die Thälmann im roten Sportdreß, das geht nicht, die demonstriert ja für die verbotenen ‚roten Sportler'!" Die Sportleitung rief mich zur Besprechung. Man bat mich, zum Sportfest einen neuen Sportanzug in einer anderen Farbe zu kaufen. Ich fragte: „Warum? Mein Sportanzug ist noch sehr gut, und die rote Farbe gefällt mir." Sie sagten: „Wir sind gern bereit, dir einen neuen und schöneren zu schenken." Ich erklärte: „Nein! Wenn ihr wollt, daß ich beim Sportfest mitmachen soll, dann nur in dem roten Sportdreß; den trage ich schon jahrelang beim Sport."

Einen Tag vor dem Sportfest versuchten sie erneut, mich umzustimmen. Als sie aber einsahen, daß es zwecklos war, gaben sie nach. Ich wußte genau: Wenn ich nicht mitmachte, würden sie verlieren. Verlieren wollten sie aber nicht, und so mußten sie mich in meinem roten Turndreß laufen lassen. Unsere alten „Fichte“-Freunde haben mir zugewinkt, und sie freuten sich mit mir.

DIE SCHLÄGER DER PRINZ-ALBRECHT-STRASSE

Als Mutter im Jahre 1934 von einem Besuch bei Vater nach Hause kam, war ihr Gesicht ganz alt geworden. Sie sah so kummervoll aus, daß ich erschrak. Da erzählte Mutter folgendes: „Als ich Vater im Moabiter Gefängnis besuchen wollte, wurde ich zunächst zum Untersuchungsrichter Braune geführt. Er sagte: ‚Sie können Ihren Mann nicht besuchen.‘ Auf meine Frage: ‚Warum nicht?‘ gab er keine Antwort. Da habe ich mich hingesetzt und erklärt: ‚Ich gehe von hier nicht fort. Machen Sie, was Sie wollen. Ich will wissen, was mit meinem Mann ist. Ich will ihn sehen!‘

Ich saß stundenlang. Braune telefonierte ununterbrochen im Nebenzimmer. Nachmittags sagte er: ‚Gehen Sie zur Prinz-Albrecht-Straße. Dort wird er sein.‘

Ich ging zur Prinz-Albrecht-Straße. Als ich das Gestapohaus betrat, merkte ich, daß alle bereits wußten, wer ich war. Ich wurde von der schwarzen SS in Emp-

fang genommen und in ein Zimmer in einem oberen Stockwerk geführt. Kaum war ich dort, ging die Tür auf, und die SS-Banditen brachten deinen Vater. Er konnte kaum gehen. Es fehlten ihm Zähne, er hatte ein verquollenes Gesicht. Ganz zerschlagen war er. Er konnte nicht sitzen. Ich habe entsetzt aufgeschrien: ‚Wie siehst du aus?' Da sprang einer der SS-Leute auf Vater zu. Er heißt Gehring und ist der berüchtigste Schläger in der Prinz-Albrecht-Straße. Seinen Namen erfuhr ich erst später. Nach meinen Schilderungen waren alle Genossen, die in der Prinz-Albrecht-Straße auch geschlagen worden waren, der Meinung, daß es Gehring war. Er schrie Vater an:

‚Was sagen Sie? Es geht Ihnen schlecht hier bei uns?'

‚Mein Mann hat doch gar nichts gesagt.' Ich regte mich furchtbar auf. ‚Was haben Sie mit meinem Mann gemacht? Wie sieht er aus? Sein Gesicht ist geschwollen, er hat blutunterlaufene Augen.'

Ich konnte mit Vater gar nicht sprechen, ich war so erschüttert. Noch jetzt kann ich mich nicht erholen. Sie haben Vater dann wieder abgeführt. – Wie ich auf die Straße kam, ich weiß es nicht. Die Berliner Genossen sind sehr traurig. Was machen wir mit Vater, was sollen wir nun tun?"

Das waren bittere Wochen der Angst und der Sorge. Wir wußten, daß diese Bluthunde nicht nur Vater so schlugen, sondern daß sie alle Genossen beim Verhör grausam mißhandelten.

Als nun eine Karte von Vater kam, und zwar vom Untersuchungsgefängnis Moabit, haben wir alle aufge-

atmet. Wir waren froh, daß Vater wenigstens nicht mehr in der Gestapohölle Prinz-Albrecht-Straße war.

Bei Mutters nächstem Besuch war ein alter Wachtmeister zugegen. Das war das einzige Mal, daß in Moabit kein Gestapomann den Besuch überwachte. Vater berichtete unter ängstlichem Protest des Beamten folgendes: „Gehring und einige SS-Banditen haben mich mit einer Nilpferdpeitsche so lange geschlagen, bis ich ohnmächtig wurde. Es hagelte nur so Fußtritte. Sie wollten wissen, wo meine Mitarbeiter und die wichtigsten Funktionäre der Partei wären."

Der Wachtmeister war furchtbar aufgeregt. Er bat immerzu: „Seien Sie doch still! Erzählen Sie nicht von solchen Sachen! Wenn draußen jemand etwas davon erfährt, dann sperrt man mich auch ein." Aber Vater erwiderte: „Auch ihr, die alten Wachtmeister, die ihr schon über 25 Jahre Beamte seid, müßtet wissen: Das was hier vorgeht, darf nicht verschwiegen werden."

Vater erzählte weiter: „Als ich zurücktransportiert wurde, haben diese Schläger mir gedroht: ‚Schade, daß du noch lebst. Fertiggemacht wirst du sowieso. Lebend lassen wir dich nicht mehr raus!' "

Vater war beim Erzählen haßerfüllt und erregt. Er sagte: „Es ist traurig, daß es soweit gekommen ist. Die schlechtesten Elemente aus unserem Volk, die vertiert und der Abschaum der Menschheit sind, haben die Macht, wehrlose Menschen, weil sie gegen Krieg und Faschismus kämpfen, weil sie ihr Volk lieben, zu mißhandeln und totzupeitschen."

Wenige Wochen, nachdem Vater meiner Mutter von seinen Mißhandlungen berichtet hatte, wurden in der Sowjetunion, in Paris, in Amsterdam, in London, in Marseille, in New York, überall in der Welt, Protestversammlungen durchgeführt. Die Menschen hörten und lasen von den bestialischen Mißhandlungen an dem Arbeiterführer und Friedenskämpfer Ernst Thälmann. Sie brandmarkten in ihren Versammlungen Faschismus und Krieg. Der Haß gegen das faschistische Mordsystem wuchs in der ganzen Welt. Die Liebe und Solidarität aller ehrlichen Menschen gehörten den eingekerkerten deutschen Widerstandskämpfern.

In allen Schulen der Erde haben die Kinder erfahren, welchen Grausamkeiten Ernst Thälmann ausgesetzt war.

Die Werktätigen im Ausland wählten Delegationen. Sie sammelten Geld, um ihre Delegationen nach Berlin zu meinem Vater zu schicken. Unzählige Briefe der Sympathie wurden an meinen Vater gesandt. Doch keiner erreichte ihn.

Einige Briefe kamen auf geheimen Wegen nach Deutschland. Sie waren ein Ansporn für die Widerstandskämpfer, die bei ihrer illegalen Arbeit den täglichen Verfolgungen des Faschismus ausgesetzt waren. Sie gaben den Frauen und Müttern, deren Männer und Kinder von den faschistischen Banditen verhaftet und ermordet worden waren, Mut und Kraft. Es waren Delegationen aus vielen Ländern in Deutschland.

Freunde aus dem Ausland suchten illegal die Frauen der vom Faschismus Ermordeten auf, bevor sie den Versuch machten, Ernst Thälmann zu erreichen.

Die Genossin W., deren Mann ermordet worden war, wurde von einer amerikanischen Frauendelegation besucht. Fortschrittliche Menschen in Amerika hatten das Geld für die Reise von Tür zu Tür bei den amerikanischen Werktätigen gesammelt.

Eine amerikanische Friedenskämpferin umarmte die Genossin W. und sagte: „Ich bin Lehrerin an einer amerikanischen Oberschule. Wir lassen euch nicht im Stich, wir kämpfen mit euch für die Freilassung Ernst Thälmanns. Wir hassen den Faschismus, der eure Männer tötet!"

Die beiden Frauen vereinbarten einen Treffpunkt im Zoologischen Garten. Dort war noch die beste Möglichkeit, sich beim Spazierengehen zu unterhalten und dabei zu beobachten, ob man nicht von der Gestapo oder von Spitzeln verfolgt wurde.

Die Genossin erzählte der amerikanischen Freundin von all dem Furchtbaren, was in Deutschland geschah: wie die Faschisten wüteten, wie sie die Bücher von Marx und Engels, von Heine und allen fortschrittlichen Schriftstellern verbrannten, wie brutal sie waren. Sie erzählte von Ernst Thälmann, von seiner Standhaftigkeit und von der Liebe des deutschen Volkes zu ihm.

Gemeinsam besuchten sie am roten Wedding in der Seestraße das Grab von Willi Dolgner, der in Hamburg von den Faschisten bestialisch ermordet worden war. Auf dem Grabstein standen damals noch die Worte:

„Prachtvoll sind die Kämpfer der Revolution!" Später beseitigten die Nazis diese Aufschrift. Am Grabe legte die Delegation den Schwur ab, in Amerika die Wahrheit über den deutschen Faschismus zu berichten, die Wahrheit über Ernst Thälmann zu sagen.

Zwei Wochen lang führte die Delegation einen täglichen Kampf um die Besuchserlaubnis bei Ernst Thälmann. Die deutschen Faschisten haben sie verweigert. Dann fuhren die amerikanischen Freunde ab, um wieder den Kampf gegen die Unterdrücker im eigenen Lande aufzunehmen.

ERINNERUNGEN AN PFINGSTEN

„Berlin, den 10. Juni 1935

Meine liebe Rosa!

Pfingsten – Es ist fünf Uhr. Das Dunkle, das Graue gähnt mich hier an. Ich stehe auf. An der Fenstermauer sauge ich die frische Morgenluft ein. Durch das Zellenfenster, durch die dreireihig gelagerten Eisenstäbe schaue ich in das weiße Blau des Himmels.

Ein leichter Dunst umwölkt noch den Himmel. Vereinzelte weiße Wolken reisen und jagen am Himmel dahin. Die Sonne des Morgens, die Pfingstsonne, den Anbruch des Pfingsttages kündend, bricht durch. Hell und herrlich strahlt der Morgen. Das helle Morgenlicht fällt auf die Hälfte der Gefängnismauer und taucht sie in ein funkelndes Kornblumenblau, während die andere Hälfte noch im violetten Schatten liegt. Ringsumher

herrscht eine tiefe Stille. Nur die Vögel singen ihre Morgenlieder. In den blauen Lüften schwingen die Schwalben schnell umher, zeitweilig glitzernd in den schönen Sonnenstrahlen.

Im allertiefsten Innern denke ich, wie klein und öde ist doch diese Welt hier – diese Leere der menschenarmen Einsamkeit. Ich stehe ergriffen da – ganz still und stumm ...

Aus der Ferne höre ich plötzlich das Echo der schrillen Lokomotivpfiffe. Ich denke zurück an die teure Heimat, du fernes Bild!

Pfingsten – große unvergeßliche Erinnerungen ziehen frisch vorüber! Schon das dritte Pfingsten mußte ich erleben und fühlen in dieser stumpfdumpfen Kerkerwelt ... wie lang dünkt mich diese Zeitspanne, und wieder wie so schnell ist doch der Zeiten Lauf?! Wann kommt endlich die glückliche Stunde, das Pfingstmorgen, das Morgen der goldenen Freiheit?

Tausend heiße Grüße aus Moabit an Euch alle sendet Euer lieber Ernst"

Vater war in Gedanken oft bei den großen, gewaltigen Pfingstaufmärschen des Roten Frontkämpferbundes. Die Vergangenheit gab ihm die Stärke, die schwere Gegenwart zu ertragen. Er ertrug sie für die Zukunft!

EINE SCHACHTEL ZIGARETTEN

Bei meinem Besuch im Winter 1935 erzählte Vater mir folgendes:

„Es wurden einige Formalitäten von mir gefordert. Dazu wurde ich zur Verwaltung geholt. Es war das erste Mal im Gefängnis, daß ich mit Genossen für eine Minute in einem Raum zusammentraf. Ich begegnete dort einem mir unbekannten Genossen. Er nickte mir zu und sagte leise: ‚Guten Tag, Ernst.'

Mich durchströmte ein Glücksgefühl. Ich schenkte ihm in meiner Freude eine Schachtel Zigaretten, die ich selbst bekommen hatte. Am anderen Tage wurden mir vom Gefängnisdirektor ‚zwei Tage Arrest' zudiktiert. Die Beamten hatten den Vorfall beobachtet."

Vater schrieb an Mutter folgenden Brief:

„Meine liebe Rosa!

Weil ich den Versuch machte, eine Schachtel Zigaretten zu verschenken, wurde ich nach Anzeige in Moabit durch Beschluß des 2. Senats des Volksgerichts zu folgender Strafe verurteilt:

Der Beschluß des Senats lautete:

> Gegen den Transportarbeiter und früheren Reichstagsabgeordneten Ernst Thälmann wird gemäß §§ 78 und 17 D. V. O. und D. V. U. eine Disziplinarstrafe festgesetzt, bestehend in Arrest mit allen zulässigen Schärfungen auf die Dauer von zwei Tagen.

Du kannst mir glauben, daß die Verwaltung in Moabit nichts unterlassen hat, um vom letzteren hundertprozentig Gebrauch zu machen ..."

Mutters Vater war ein guter Freund meines Vaters. Er war immer fröhlich. Zwischen beiden bestand nicht nur ein herzliches Familienverhältnis, sie waren auch politisch eng befreundet. Als Großvater bei uns wohnte, wurden stundenlange Diskussionen geführt; die beiden konnten kein Ende finden. Sie achteten und liebten sich. Noch mit siebenundsiebzig Jahren machte Großvater Radtouren in die Vororte und brachte illegale Flugblätter in die wichtigsten Betriebe. Sein sehnlichster Wunsch war: Ich will Ernst besuchen! Mit achtundsiebzig Jahren noch scheute er keinen Weg, bis er die Besuchserlaubnis erhielt. Mutter begleitete ihn. Auf der Fahrt war er sehr aufgeräumt und glücklich. Mutter spürte die ganze Sehnsucht, die ihn trieb. Auch Vater freute sich über das Wiedersehen sehr. Beide Männer unterhielten sich zukunftsfroh bis zum Ende der Besuchsstunde.

Mutter erzählte nachher: „Als wir das Gefängnis verlassen hatten, war Großvater völlig gebrochen. Er stöhnte fortwährend: ‚Wie ist so etwas möglich, ein solch guter, kluger und kräftiger Mensch gefangen! Jetzt brauchten wir ihn so nötig.'" Er meinte, die Partei brauchte ihn. „Ich werde ihn nicht mehr besuchen", erklärte er, „das ertrage ich nicht. Es wird Jahre dauern, bis das faschistische Regime niedergeschlagen ist."

Diese große Aufregung war für unseren Großvater zuviel. Wenige Tage nach dem Besuch wurde er krank und starb.

KEINE ARBEIT FÜR DAS KIND ERNST THÄLMANNS

Nach Beendigung der Haushaltungsschule bewarb ich mich zuerst in einem Rechtsanwaltsbüro. Der Anwalt lehnte ab, er hatte Angst. Es gab in Hamburg keinen Rechtsanwalt und kein anderes Büro, das mich einstellte. Ich bemühte mich bei allen Anwälten. Aber die Anwaltskammer in Berlin hatte es abgelehnt, das Kind des Kommunisten Ernst Thälmann beschäftigen zu lassen. Ohne Arbeit zu sein, war hart. Auch meine Bemühungen, irgendwo in einem Betrieb als Arbeiterin eingestellt zu werden, verliefen ergebnislos. Wenn ich zum Arbeitsamt kam, wo jede Beamtin mich kannte, winkten sie sofort ab: „Wir haben nichts für Sie."

Ich las aufmerksam die Stellenanzeigen und war ständig auf Arbeitssuche. Oft war ich fast eingestellt – doch wenn ich meinen Namen sagte, wurden die Gesichter der Einstellungsbeamten eisig, und sie begaben sich ins Hauptkontor. Die Büroangestellten flüsterten, staunten mich an, ja sie ließen die Arbeit für Minuten liegen. In mir entfachte das Widerwillen, Haß und Opposition.

Doch traf mich auch mancher freundliche Blick, und manches leise gute Wort begleitete mich, wenn ich niedergeschlagen den Betrieb verließ. Mich machte die Arbeitslosigkeit deshalb besonders traurig, weil es Vater gern gehabt hätte, mich in geregelter Arbeit unter jungen Arbeitern und Arbeiterinnen zu wissen. Er wurde immer stumm, wenn ich ihm erzählen mußte, wo ich überall erfolglos angefragt hatte.

Meinem Vater wurde die Anklageschrift zugestellt. Die Faschisten kündigten einen großen Prozeß an. Es meldeten sich aus dem Ausland unzählige Rechtsanwälte, die das faschistische System haßten und bereit waren, Ernst Thälmann zu verteidigen. Aus allen Ländern meldeten sich Zeugen. Von meinem Vater wurden über 200 Zeugen aus Deutschland und viele aus dem Ausland benannt.

Aber Göring und Goebbels, die schon vor der ganzen Welt in dem Prozeß gegen Dimitroff eine Niederlage erlitten hatten, bekamen es mit der Angst zu tun. Genosse Dimitroff hatte den faschistischen Reichstagsbrandstiftern die Maske vom Gesicht gerissen. Er bewies, wer den Reichstag angezündet hatte. Die ganze Welt erkannte Göring und seine SA-Banditen als die Brandstifter. Ernst Thälmann sollte bei dem Reichstagsbrandprozeß Zeuge sein, aber das Reichsgericht hatte das abgelehnt.

Vater erzählte bei einem Besuch, daß er damals Dimitroff dreimal im Gefängnis gesehen habe. Er war von Dimitroffs Verhalten beim Prozeß begeistert und stolz auf die Kraft der Arbeiterklasse und das Siegesbewußtsein, das aus jedem Wort Dimitroffs klang. Dimitroff hatte aus diesem Prozeß eine Anklage gegen die Nazis und ihre Hintermänner gemacht.

Die Gefängniswärter konnten über diesen aufregenden Prozeß nicht schweigen. Beim Essenausgeben an die politischen Häftlinge lief ihnen der Mund über.

Durch die Gefängnismauern drang jeden Abend der Bericht von den Verhandlungen. Vater sagte: „Wir leben mit diesem Prozeß, wir beteiligen uns am Prozeß, wir sprechen mit Dimitroff; denn er spricht die Sprache aller politischen Gefangenen."

Den Prozeß gegen Ernst Thälmann aber führten die Faschisten nie durch, weil sie sich nicht ein zweites Mal vor der ganzen Welt entlarven lassen wollten. Sie beließen es bei der Ankündigung.

SCHUTZHAFTBEFEHL

Mein Vater war bereits über zwei Jahre in Haft. Er war seiner Freiheit beraubt und geschlagen und gequält worden. Aber Vater blieb standhaft. Jetzt schickten die Nazis folgenden Haftbefehl:

1. November 1935   Das Geheime Staatspolizeiamt

Auf Grund des § 1 der Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutze von Volk und Staat vom 28. Februar 1933 ordne ich hiermit an, daß Sie bis auf weiteres im Interesse der öffentlichen Sicherheit in Haft zu nehmen sind. Gründe:

Sie waren bis zu Ihrer am 3. März 1933 erfolgten Festnahme die für die Tätigkeit der Kommunistischen Partei Deutschlands verantwortliche Persönlichkeit. Da Sie sich zweifellos im Falle einer Entlassung wieder im kommunistischen Sinne betätigen

würden, werden Sie im Interesse der Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung in Schutzhaft genommen.

i. V. Heydrich

Man verlangte, daß Vater diesen Haftbefehl unterschreiben sollte. Das war Hohn, nachdem er schon jahrelang seiner Freiheit beraubt war. Vor wem wollte man eigentlich Ernst Thälmann schützen, vielleicht vor den deutschen Arbeitern, die ihn liebten? Nein, die Faschisten fürchteten Ernst Thälmann, sie fürchteten die Kommunistische Partei, deren Vorsitzender er war.

FREIHEIT FÜR ERNST THÄLMANN

Zum fünfzigsten Geburtstag Ernst Thälmanns, am 16. April 1936, schrieb Wilhelm Pieck:
„‚Freiheit für Ernst Thälmann!' muß zur Losung des Sturmangriffes des internationalen Proletariats auf den Faschismus werden. Wir, die deutschen Kommunisten, haben die besonders heilige Verpflichtung, in unserem Lande den Sturz des Hitlerfaschismus vorzubereiten und durchzuführen!"

An diesem Tage gelobten Millionen Menschen der ganzen Welt:
„Ernst Thälmann muß frei werden! Der Kampf für die Freilassung Ernst Thälmanns ist der Kampf für den Frieden, gegen die Kriegsbrandstifter. Vorwärts für die Sache der Arbeiterklasse!"

Romain Rolland, der große französische Schriftsteller, schrieb:

„Lieber Genosse Thälmann!

Meine siebzig Jahre grüßen Ihre fünfzig Jahre voller Respekt.

In diesen Tagen, zu Ihrem Geburtstag, sind alle Blicke der freien Menschen und der Arbeiter der ganzen Welt auf Ihre Zelle gerichtet, in einem Gefühl der Dankbarkeit. Denn das, was Sie erdulden, ist für uns alle.

Sollen Ihre Feinde, die auch die unsrigen sind, sich nicht einbilden, es sei ihnen gelungen, Sie der Bewegungsfreiheit zu berauben. In Ihrem Gefängnis ist schon allein Ihre Anwesenheit, Ihr nicht zu brechender Widerstand der aktivste, weithin hörbare Protest, ein Sammelruf und ein Ruf zum Appell, ein Aufruf zur Verteidigung unserer großen internationalen Sache. Wenn auch Ihr Körper eingeschlossen ist – Ihr Geist ist frei, und er kämpft in der ersten Reihe unserer Armee; Ihren Namen trägt das Proletariat auf den Lippen. Ihr Name ist in den Liedern des Proletariats."

Wie herzlich und liebevoll schrieben die Pioniere der Karl-Liebknecht-Schule in Moskau, Kinder von deutschen Antifaschisten. Es waren Kinder, deren Eltern – so wie mein Vater – im Gefängnis saßen oder von den Faschisten hingerichtet worden waren. Es waren Kinder, deren Eltern durch den Faschismus vertrieben wurden und die in der Sowjetunion Zuflucht gefunden hatten.

Einer dieser Briefe lautete:

„Lieber Genosse Thälmann!

Als eine Schülerin und Pionierin der deutschen Karl-Liebknecht-Schule in Moskau sende ich Dir zu Deinem fünfzigsten Geburtstag die herzlichsten Glückwünsche. Da ich weiß, daß Du Dich besonders für die Jugend interessierst und um sie besorgt bist, möchte ich Dir zu Deinem Geburtstag etwas über unser Schulleben schreiben, das heißt, etwas über das Leben der Jugend in der Sowjetunion.

Ich kam in die deutsche Schule in Moskau. Mit diesem Moment begann auch ein neues Leben für mich. Ich sah sofort klar den Unterschied zwischen einer kapitalistischen und einer sozialistischen Schule. Das Verhalten der Lehrer an den Schulen ist kameradschaftlich. Der Lehrer hilft dem Schüler weiterzukommen, wo er nur kann. Auch die Schüler unter sich sind kameradschaftlich. Ist einer im Lernen etwas stärker, so hilft er sofort den Zurückgebliebenen. Alle spannen wir unsere ganzen Kräfte an, um gut zu lernen, da wir wissen, wie nötig wir dem Sowjetstaat sind.

Viele Schüler meiner Klasse wollen Ingenieure werden, andere wieder Chemiker oder Physiker. Wir verstehen alle sehr gut, daß uns dieser Wunsch bestimmt erfüllt wird, aber dafür müssen wir auch gute Leistungen aufweisen können. Wir verstehen auch sehr gut, daß unsere Prüfungen eine ganz andere Bedeutung haben als die in den kapitalistischen Ländern. Wir wissen, daß der Sowjetstaat das Wissen der Schüler kon-

trollieren will. Und dabei auch gleich den Lehrer, wie er es verstanden hat, dieses Wissen den Schülern beizubringen. Lieber Genosse Thälmann, nicht umsonst nannten wir unser vorjähriges Pionierlager ‚Ernst Thälmann'. Wir denken immer an Dich und warten mit Ungeduld darauf, daß der Kampf des internationalen Proletariats für Deine Befreiung bald zum Siege führt."

Mein Vater hat von diesen herrlichen Briefen der Solidarität, des mutigen Kampfes, der grenzenlosen Liebe der Genossen, Freunde und Pioniere keinen einzigen ausgehändigt bekommen. Mutter und ich waren für ihn das Sprachrohr der Welt. Wir erzählten ihm beim Besuch alles – das ließen wir uns nicht verbieten.

Als ich ihm bei meinem Besuch zu seinem fünfzigsten Geburtstag ausführlich von der Solidarität und dem Kampfwillen der Arbeiter erzählte, wandte sich Vater auf einmal ab. Vater, der immer froh war und dessen Augen immer kampfesmutig die beiden beim Besuch stets anwesenden Gestaposchergen anblitzten, antwortete diesmal nicht – seine Augen waren von Tränen trübe geworden. Beide weinten wir vor Begeisterung und Freude in Gedanken an die Partei.

IM JAHRE 1936

Zu meinem siebzehnten Geburtstag schrieb mir Vater in einem Brief unter anderem folgendes:

„Wenn unser Name heute in Deutschland auch geächtet wird, so weiß ich doch, daß viele Menschen ihn

mit Freude nennen ... Du bist das einzige Kind eines Mannes, der sein ganzes Leben der Arbeiterbewegung zur Verfügung gestellt hat. Du mußt Dein Leben so führen, daß Du als Mädchen, als meine Tochter, Dich dessen würdig zeigst. Bald werden die Aufgaben, die das Leben stellt, stärker an Dich herantreten, und im Kampf mit ihnen wirst Du die starken und schwachen Seiten Deines Charakters kennenlernen. Das höchste Gebot in diesem Kampf, das ist und bleibt die sittliche Haltung und Grundeinstellung. Ohne sie gibt es keinen Aufstieg und kein Vorwärtskommen zum Besseren. Das ist ehernes Gesetz. Bewahre Dir einen hohen Respekt vor den Weisungen Deiner Mutter. Alle Eindrücke, die Du empfängst – versuche Dich mit ihnen auseinanderzusetzen und reihe sie ein in Dein Fühlen und Denken ...

Auch in meiner Jugend haben oft kleinste Erlebnisse meinen Weg bestimmt. Und große Dinge haben sich damals für immer in mein Innerstes eingeprägt und mir meine Stellung zur Gesellschaft gezeigt.

Der große Hafenarbeiterstreik in Hamburg vor dem Kriege, das war der erste sozialpolitische Kampf, der sich für immer in mein Herz einprägte. Der Dreyfuß-Prozeß in Frankreich, der Burenkrieg, das sind Dinge, die großen Einfluß auf die Gestaltung meines künftigen Lebens gehabt haben. Lies die Werke unserer großen Dichter Goethe, Schiller, Lessing und unseren Fritz Reuter. Und wenn Dich eine Idee erfaßt, so begeistere Dich an ihr. Aber diese Fähigkeit, sich für eine Sache zu begeistern, die muß der Mensch haben. Wo

wollte er sonst die Kraft hernehmen, zu kämpfen und den andern verstehen zu können? ...

Ich kann nicht bei Dir sein und Dich führen und lenken, aber im Geiste bin ich immer bei Dir und verfolge Deinen Weg.

Dein Vater"

BRIEF VON IRMA

„Hamburg, den 7. Mai 1936

Mein lieber Vater!

In der Heimat wieder angekommen, in Gedanken ständig bei Dir, will ich mich auf unsichtbarem, dem Herzen doch so nahem Wege mit Dir allein ein bißchen unterhalten.

Zunächst muß ich Dir den Empfang des Briefes vom 22. März bestätigen. Ich habe mich sehr gefreut, auf meine wenigen Zeilen einen so langen, ausführlichen Brief mit vielen Anregungen zu erhalten.

Lieber Vater, diese kurze Zeit, die ich am Geburtstage bei Dir verbracht habe, ist mir ein belebender Quell. Ich habe Dich wieder einmal in voller Lebensgröße vor mir gehabt, und wir haben uns von Angesicht zu Angesicht unterhalten. Solche Erlebnisse geben neuen Mut und Kraft zu neuer Arbeit ...

Im Laufe der Unterhaltung fiel die Bemerkung, ich sei sehr ernst. Lieber Vater, glaube mir, diese kummervollen Jahre sind nicht ganz spurlos an mir vorübergegangen. Sie haben mich heißer lieben, aber auch noch

etwas anderes gelehrt. Gerade mein junges Gemüt empfindet Dein hartes Schicksal ganz besonders ... Wie lange will man Dir noch die Freiheit und mir meinen Vater rauben? Wenn ich diesen Gedanken nachgehe, lieber Vater, sie machen mein junges Leben ernst ...

Aber warum schreibe ich das? Du hast doch denselben Gedanken und den gleichen Kummer. Da ich dich wiedergesehen und gesprochen habe, kommt auch wieder neues Hoffen in meine Brust. Möge es uns bald in Erfüllung gehen! – Mit diesen Wünschen schließe ich mein Schreiben und sende von mir und Mama die heißesten Grüße. In fester, treuer Kindesliebe

Deine Irma"

VATERS BRIEFE WERDEN GESTOHLEN

Im Jahre 1937 verließen Mutter und ich eines Tages unsere Wohnung, um Besorgungen zu machen. Beim Verlassen des Hauses bemerkte ich auf der gegenüberliegenden Straßenseite zwei Männer, denen man sofort ansah, daß sie Gestapo-Spürhunde waren. Sie folgten uns. Beim nächsten größeren Schaufenster blieben wir stehen. Ich sagte zu Mutter: „Paß auf, wir wollen sie vorbeigehen lassen, und einer von uns wird irgendwo etwas kaufen."

Aber kaum konnten wir die Auslage betrachten, blieben sie bei uns stehen, sprachen uns an und forderten uns auf, nach Hause zurückzugehen. Sie erklärten: „Wir wollten eben einen Besuch bei Ihnen machen."

In der Wohnung ließ sich Mutter erst einmal die Ausweise der Gestapoleute zeigen. Sie forderten die Auslieferung aller Briefe meines Vaters, die wir von ihm aus dem Gefängnis erhalten hatten.

Meine Mutter erklärte: „Freiwillig bekommen Sie von mir nichts." Sie durchwühlten alle Schränke und Schubkästen und nahmen jeden handgeschriebenen Zettel mit und alle Briefe von Vater, auch die Postkarten, die sie fanden. Das war schlimm; denn wir haben Vaters Briefe immer wieder gelesen, sie mit lieben Freunden oft besprochen und waren glücklich über jede Zeile. Vaters Briefe an mich bestimmten mein Wesen und formten meinen Charakter; sie erzogen mich. Ich wartete auf jeden Brief mit großer Sehnsucht.

Nach einigen Tagen wurde Mutter zur Polizei bestellt. Dort wurde ihr ein Brief von Vater ausgehändigt und erklärt: „Sie können diesen Brief hier lesen, mitnehmen dürfen Sie ihn nicht. Alle Briefe Ihres Mannes an Sie und Ihre Tochter kommen zu uns und müssen von Ihnen hier gelesen werden. Bei uns werden die Briefe abgelegt und aufgehoben."

Als wir das beim nächsten Besuch dem Vater mitteilten, bat er uns beide, zu verstehen, daß er dann auf jeden Briefwechsel verzichte. Er war der Auffassung, daß diese Briefe uns persönlich gehörten und die Gestapo seine Gedanken nicht zu registrieren hätte. „Ich schreibe nur für euch und meine Freunde; persönliche Briefe sind nicht für meine Feinde bestimmt."

Im Jahre 1944 schrieb mein Vater in seiner Antwort auf Briefe eines Kerkergenossen in Bautzen folgendes:

„In der nächsten Besuchsstunde mit meiner Ehefrau fragte ich den mit der Besuchskontrolle beauftragten Gestapobeamten, warum sie diese Briefe von mir in der Wohnung meiner Frau beschlagnahmt und weggeholt hätten, worauf dieser erwiderte: um zu verhindern, daß diese Briefe veröffentlicht werden könnten. Er betonte noch besonders, daß solche Briefe, wenn sie später einmal der Öffentlichkeit bekannt werden sollten, eine überraschend große Wirkung auf die Leser ausüben könnten ...

Selbst angenommen, daß diese Briefe der Öffentlichkeit übergeben werden sollten, wundere ich mich darüber, daß das nationalsozialistische Regime die Thälmann-Briefe fürchtet, noch dazu, wo sie alle der Zensur durch die Gestapo- und die Justizbehörde unterzogen und erst dann für die Beförderung zugelassen worden waren, während ein kleiner Teil, der beanstandet wurde, der Beschlagnahme durch die Gestapo anheimfiel ...

Selbst Briefe, 10 bis 12 große Seiten lang, die sich ausschließlich mit solchen Größen und Meistern der Weltdichtkunst, wie es Shakespeare und Schiller sind, befaßten, verfielen so der Beschlagnahme. Ein Brief über das große Wunder des 20. Jahrhunderts, die Entwicklung in der Sowjetunion, mußte ebenfalls daran glauben ...

Zurückblickend auf diese für mich so schöpferische Kerkerzeit, erinnere ich mich heute an ein Goethe-Wort, das da heißt: ‚Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann ...‘ “

In einem Geburtstagsbrief an meine Mutter, der nicht durch die Gestapokontrolle gegangen war, wandte sich Vater mit folgenden Worten an mich:

„Es vergehen Jahre um Jahre. Unsere Irma tritt in das Alter der reiferen Jugendzeit ein, ohne daß die väterliche Erziehung in dem gewünschten Maße denkbar wäre. Deshalb, liebe Irma, gib Dir um so mehr Mühe, daß Du zur Ehre Deiner lieben Mutter und zur Freude Deines Vaters als ein charakterfestes, schlichtes, einfaches Mädchen aufwächst. Es wird eine doppelt große Freude für mich sein, wenn ich die Freiheit bekomme und ein selbstbewußtes Kind, ein standhaftes, mannhaftes Mädchen antreffe. Halte Dich stets tapfer."

Weiter heißt es in dem Brief:

„Auch der diesjährige Frühling läßt auf sich warten und bricht sich spät Bahn im Leben der Natur. Im vorigen Jahre um diese Zeit waren hier den Fliederknospen bereits die Blätter entsprungen. Heute sind die Knospen noch geschlossen und erwarten mit Sehnsucht die Tage der Wärme und die Macht der Frühlingssonne. Deshalb muß ich diesmal leider darauf verzichten, Dir wie im vorigen Jahr eine hoffnungtragende Fliederknospe beizulegen, um sie Dir als Geschenk zu übermitteln. Ich übermittele Dir im Briefe drei funkelnde Herbstblätter. Nimm sie als Trost dafür und als Dank freudigst entgegen."

Nach dem Lesen dieses Briefes war ich sehr traurig; Vaters Worte waren mahnend. Ich nahm mir vor, Mut-

ter jeden Kummer zu ersparen und Freude in ihr Leben zu bringen. Ich wußte, daß dies Vater die Kerkerhaft erleichtern würde.

HERMANN GÖRING KOMMT NACH HAMBURG

In der Zeit, als Vater nach Hannover überführt wurde, berichtete die „Hamburger Zeitung" in einem Artikel, daß Hermann Göring nach Hamburg kommen wollte, um dort auf einer Kundgebung zu sprechen.

Meine Mutter erkundigte sich, wo sich Göring aufhalten wollte. Sie erfuhr, daß er im Hotel „Esplanade" absteigen würde.

Am frühen Morgen, als Mutter in die Nähe des Hotels kam, standen dort Massen von Menschen und Autos. Der Haupteingang des Hotels war von Kriminalbeamten und SS-Leuten bewacht.

Mutter setzte sich auf die Treppe im Nebeneingang, um Hermann Göring zu erwarten. Ihr Wille war: Ich werde mit ihm sprechen, ich will ihm von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen; ich will ihm sagen, was ich denke. Er soll wissen, daß ich wie tausend andere Frauen in Deutschland um meinen Mann kämpfe.

Nachdem meine Mutter einige Zeit auf dieser Treppe gesessen hatte, bemerkte sie ein Kriminalbeamter. Er war ganz verblüfft und fragte Mutter: „Was wollen Sie eigentlich hier?"

Mutter sagte: „Ich will mit Hermann Göring sprechen; ich will ihm einen Brief geben."

Der Kriminalbeamte antwortete gar nicht erst, sondern rannte zum vorderen Eingang und kam mit einer ganzen Gruppe von SS-Leuten und Kriminalbeamten zurück. Sie forderten die Papiere von Mutter. Mutter sagte: „Ich bin Rosa Thälmann, ich will nichts anderes als Hermann Göring sprechen."

Nun wurde Görings Adjutant geholt. Auch der forderte von Mutter die Papiere. Er sprach Mutter „gut" zu und sagte: „Machen Sie nur keinen Ärger! Wir wollen nicht, daß hier Aufsehen erregt wird. Was haben Sie denn in Ihrer Handtasche?"

Mutter öffnete sie und sagte: „Nur meine Schlüssel, mit denen kann ich Göring bestimmt nichts tun, und der Brief an Göring ist offen. Aber ich will ihn persönlich abgeben. Ich bin in großer Sorge um meinen Mann, den Vater meines Kindes, der unschuldig im Gefängnis sitzt. Wenn Sie selbst ein Kind und eine Frau haben und sie lieben, dann werden Sie mich verstehen."

Der Offizier sagte: „Hermann Göring ist sehr beschäftigt. Sie können mir aber vertrauen, ich werde ihm persönlich den Brief aushändigen."

Meine Mutter war ganz eingeschlossen von der SS, und der Offizier nahm Mutter den Brief ab.

Einige Minuten später trafen zwei baumlange Kerle in Zivil ein, die Mutter aufforderten, sofort mitzukommen. Mutter antwortete: „Freiwillig nicht. Sie können mich zwar der Freiheit berauben und verhaften, doch freiwillig gehe ich nicht."

Die beiden wurden sehr nervös und redeten auf Mutter ein: „Machen Sie doch keinen Auflauf. Was

sollen die Menschen denken, die vor dem Hotel stehen, um Göring zu empfangen!"

Die zwei baumlangen Kerle faßten Mutter unter den Arm und zerrten sie durch den Nebenausgang in ein Auto. Mutter wurde zum Stadthaus in das Zimmer des Gestapobeamten gebracht.

Auf ihre Frage, was nun werden solle, sagte der ihr: „In zwei bis drei Stunden können Sie nach Hause gehen." Man erlaubte Mutter, bei unseren Nachbarn anzurufen, und diese verständigten mich.

So vergingen nicht drei Stunden, sondern der ganze Tag und der Abend. Ich lief zum Stadthaus, wurde aber nicht vorgelassen. Vor Angst lief ich wieder nach Hause, um zu erfahren, ob Mutter vielleicht in der Zwischenzeit telefoniert hätte.

Erst am späten Abend konnte ich Mutter noch einmal telefonisch sprechen. Sie sagte mir: „Habe keine Angst, ich komme nach Hause."

Vor Erregung konnte ich nicht einschlafen. Jetzt auch noch die Mutter verlieren? Das konnte ich mir in meiner Herzensangst nicht vorstellen.

Ich war aber mit dem einverstanden, was meine Mutter tat; wir hatten ausführlich besprochen, ob wir alle beide gehen sollten, waren aber zu dem Entschluß gelangt, daß dies falsch und zu auffällig wäre. Und dann: wenn man uns beide verhaftet hätte, wäre Vater ganz von der Welt abgeschlossen gewesen. Einer mußte zu Hause bleiben. Er hätte dann alle Möglichkeiten ausnützen müssen, um für die andern zu sorgen und für ihre Freilassung zu kämpfen.

Mutter sagte dem Gestapobeamten: „Ich verstehe die Handlungsweise der Gestapo nicht; ich bin eine schwache Frau, ich kann nicht schießen, ich kann auch niemanden vergiften. Ich habe doch gar nichts in der Hand. Warum fürchten Sie sich vor mir?"

Die Stenotypistin, die dort arbeitete, wollte Mutter in die Kantine zum Kaffeetrinken mitnehmen. Trotz des großen Durstes, den Mutter hatte, lehnte sie es ab und sagte: „Mir genügt Wasser."

Ein Beamter erklärte abends um elf Uhr: „Wenn der Sonderzug mit Hermann Göring Hamburg verlassen hat, dann dürfen Sie nach Hause."

Der Zug fuhr nachts zwölf Uhr, und nach dem Telefonanruf vom Bahnhof erschienen etwa fünfzehn Beamte, die meine Mutter aufforderten, mitzukommen. Vor der Tür stände ein Wagen, der sie nach Hause bringen würde, sagten sie. Mutter erklärte: „Ich gehe zu Fuß und allein!"

Die Beamten erwiderten:

„Wir bestimmen!"

Mutter gab noch zu überlegen:

„Was sollen die Nachbarn denken?"

Da antwortete der Gestapochef: „Ihre Nachbarn kennen Sie so gut wie wir!"

Mutters Protest, daß sie doch keine Verbrecherin wäre und ihren Weg allein finden könnte, nützte nichts. Mit einer „Staatsbegleitung" von Flitzern und Autos ging es zu unserer Wohnung.

DIE SILBERHOCHZEIT VON ERNST UND ROSA THÄLMANN

Eines Abends in den ersten Tagen des Januar 1940 erzählte Mutter aus dem gemeinsamen Leben mit Vater.

Sie waren am 13. Januar 1940 fünfundzwanzig Jahre verheiratet.

Mutter sagte: „Wenn mir manchmal die Frauen von ihrer Ehe berichteten, schaute ich sicher verständnislos drein; denn Vater und ich waren immer beschäftigt. Vater hatte jeden Abend Arbeiten für die Partei zu erledigen; immer hatte er etwas vor. Wenn er vom Hafen oder aus dem Betrieb heimkam, wusch er sich, aß etwas, legte sich einige Minuten hin – dann begann der Tag für ihn noch einmal: Zeitung lesen, Bücher studieren, Sitzungen vorbereiten, Versammlungen besuchen und sich zu allem Material beschaffen. Bei dieser vielen Arbeit, die bis in die späte Nacht hinein dauerte, hat Vater oft unseren Hochzeitstag vergessen. Nur ich habe daran gedacht und ihn an diesem Tage immer mit einer Kleinigkeit überrascht – aber erst, wenn er schlafen ging, hat er's gefunden.

Ob er an unsere Silberhochzeit denkt?" fragte die Mutter. „Ich glaube, er weiß nicht einmal den Tag."

Mutter fuhr also am 13. Januar nach Hannover. Diesmal war die Überraschung auf Mutters Seite. Vater hatte Erlaubnis bekommen, ein paar Blumen und ein bißchen Tannengrün zu kaufen. Er hatte einen Kranz geflochten, eine bunte „25" ausgeschnitten und die Zelle blitzblank gescheuert. Eine Vase mit frischen Blumen

stand auf dem Tisch. Er selbst hatte sich, soweit dies im Gefängnis möglich war, festlich gekleidet. In froher Stimmung erwartete er Mutter. Sie war sehr glücklich. Vater sagte der Mutter, wie dankbar er ihr für die fünfundzwanzig Jahre treuer Kameradschaft sei, in denen sie ihm eine gute Genossin, eine echte Freundin gewesen war. Es war ein freudiger, schöner Besuch. Mutter versicherte mir: „Mein Leben ist durch Vater reich geworden. Er war nicht nur dir ein guter Vater, sondern für mich ein wirklicher Lebensgefährte. Ich danke ihm; durch ihn habe ich viel gelernt."

Vater schrieb einmal an Mutter: „Wir lebten nicht getrennt vom Leben und Schaffen des Volkes oder als vom Volksleben abgetrennte Einsiedler. Inmitten des täglichen Lebens unseres schaffenden Volkes haben wir das Leben studiert, im Strom des Lebens schwimmen gelernt. Man muß das ganze Leben hindurch lernen!"

STALIN BRICHT HITLER DAS GENICK

Die Besuche bei Vater in Moabit und auch in Hannover waren immer sehr aufregend; nicht nur für Mutter und mich, sondern besonders für meinen Vater. Die Gestapobeamten Heller, Suffenplan und Opitz, die unseren Unterhaltungen beiwohnten – es waren neben dem Gefängnisdirektor stets noch Gestapobeamte anwesend – machten ständig provokatorische Bemerkungen und forderten Vater zu politischer Stellungnahme heraus.

Als die Faschisten in Österreich eingefallen waren, sprachen sie von der „herrlichen Befreiung" der Österreicher, die „heim ins Reich" kehrten. Vater antwortete ihnen: „Ihr werdet sie noch mehr knechten, so, wie ihr das ganze deutsche Volk knechtet. Jedes demokratische Recht und Gefühl tretet ihr mit Füßen, ihr macht Raubzüge für den deutschen Kapitalismus, ihr wollt die Balkanvölker, die Tschechoslowakei und Österreich vor euren Kriegskarren spannen."

Suffenplan erwiderte darauf: „Kommt ja gar nicht in Frage. Wir wollen keinen Krieg. Unser Führer ist für den Frieden und den Sozialismus." Vater lachte spöttisch: „Sozialismus ist Frieden – nicht Krieg. Der Sozialismus läßt nicht zu, daß man gegen den Willen der Völker in andere Länder einfällt, daß man die um die Freiheit ihrer Nation kämpfenden Menschen ins Konzentrationslager sperrt, daß man Massen von Menschen hinrichtet. Ist das Freiheit? Ist das Sozialismus?" Vater wies an unzähligen Beispielen die Kriegsvorbereitungen der deutschen Faschisten nach.

Beim nächsten Besuch ging es sofort wieder los. Vater empfing die Gestapoleute schon ironisch: „Na, was habe ich gesagt? Jetzt seid ihr auch schon in die Tschechoslowakei eingefallen!" Die Diskussionen waren meistens sehr heftig, und ich hatte ständig Furcht um Vater.

Wenn wir nach einem Besuch längere Zeit keine Nachricht von ihm bekamen, wachten Mutter und ich oft nachts auf und unterhielten uns leise über diese ständigen Auseinandersetzungen. Wir hatten große Sorge um Vaters Leben.

Nach dem Einmarsch der faschistischen Armee in Polen waren die Gefängnisbeamten sehr begeistert. Vater erklärte ihnen: „Polen ist nur das Trittbrett zum Einfall in die Sowjetunion!" Auf ihre Bemerkungen, daß Vater offenbar eine ganz andere Auffassung hätte als die Russen selber, sagte er ihnen: „Ich kenne eure Pläne, aber das Sowjetvolk läßt sich nicht täuschen!"

Bei meinem ersten Besuch nach dem faschistischen Überfall auf die Sowjetunion sagte der Gestapomann Heller: „Wir führen einen Blitzkrieg gegen die Russen. In wenigen Tagen sind wir in Moskau. Da werden auch Sie endlich an die berechtigte Vorherrschaft unseres arischen Volkes glauben. Mit Stalin ist es aus!"

Vater entgegnete: „Stalin bricht Hitler das Genick!"

Die Gestapoleute lachten darüber. Vater aber fuhr fort: „Die faschistischen Armeen werden in der Sowjetunion ihr Ende finden. Die sowjetischen Menschen haben ihr Land im Jahre 1917 befreit, sie haben es reich gemacht. Kein Kind in der Sowjetunion, keine Frau, kein Bauer und kein Arbeiter würde leben wollen, wenn in ihrem Lande Kapitalisten und Gutsherren – und die Hitlerfaschisten sich breitmachten. Das ganze sowjetische Volk wird kämpfen, bis das Sowjetland frei ist." Vater sagte ihnen weiter: „Euer Blitzkrieg endet in der Sowjetunion mit eurer völligen Vernichtung. Ihr wäret nicht so überheblich, wenn ihr die sowjetischen Arbeiter kennen würdet, wenn ihr wüßtet, wie ein Volk lebt, das vom Kapitalismus und seinen Lakaien befreit ist. Das Sowjetvolk, jeder Mensch in der Sowjetunion hat viel zu verlieren; denn das ganze Land gehört dem

Volke. Die Menschen sind frei und reich, der Wille des Volkes herrscht.

Was hat dagegen das deutsche Volk? Zuchthäuser und Konzentrationslager. Ein paar Kriegsgewinnler beherrschen unser Volk."

Ein Wort gab immer das andere. Ich zitterte bei dieser Auseinandersetzung, aber ich war glücklich, wenn wieder so eine schlagfertige Antwort meines Vaters kam. Das begeisterte und beschwingte mich. Ich war sehr stolz auf ihn und habe diese Hitlerlakaien unsagbar verachtet.

DIE SCHÄNDLICHKEIT DER ANTISOWJETHETZE

Gemein war, wie die deutschen Faschisten nach ihrem Überfall auf die Sowjetunion von den Menschen in der Sowjetunion sprachen. Sie sagten: „Die leben dort in Höhlen, in elenden Löchern. Die Russen sind schmutzig. Sie sind froh über die Befreiung durch uns. Wir bringen ihnen Kultur." Zu mir sagten sie: „In Rußland sind solche wie Sie ‚Flintenweiber', die sind schlimmer als Hyänen, aber mit denen räumen wir auf. Die können, wenn sie uns in die Hände fallen, das ‚Vaterunser' beten."

Ach, manchmal dachte ich bei diesen Besuchen, wenn Vater solche Reden hörte: Gleich wird er auf diese Nazibeamten losspringen. Zornig sagte er zu ihnen: „Ihr schwätzt! Ihr habt wohl Schulen besucht, doch dort habt ihr nur gelernt, wie man das Volk bespitzelt und

Wilhelm Pieck und Rosa Thälmann während des Pioniertreffens in Dresden, bei dem die Pionierorganisation den verpflichtenden Namen „Ernst Thälmann" erhielt

Rosa und Irma Thälmann im Kreis Junger Pioniere

Mit diesem Fotoapparat machte Irma in der Gefängniszelle eine Aufnahme von ihrem Vater. Die unten abgebildeten Schreibtafeln benutzten Irma und Ernst Thälmann zur Übermittlung wichtiger geheimer Nachrichten

Frohe Kinder – junge Gäste aus der Volksrepublik Bulgarien – im Pionierpark „Ernst Thälmann" in der Wuhlheide bei Berlin

Der Führer der KPD, Ernst Thälmann, auf dem Hof des Untersuchungsgefängnisses Berlin-Moabit

unterdrückt. Ihr habt keine Liebe für euer eigenes deutsches Volk, sondern euer persönliches Wohlleben ist für euch die Hauptsache."

Als Mutter und ich später im Konzentrationslager Ravensbrück waren, lebten wir mit sogenannten „Flintenweibern" in einer Gemeinschaft. Es waren Studentinnen der Universität von Odessa und einfache Arbeiterinnen, herrliche Frauen und Mädchen. Nie wird Mutter Galina, Schura und die sowjetische Ärztin vergessen.

Wie liebevoll waren sie! Wie sauber! Sie hatten einen guten Charakter. Ihr Block war der sauberste und ordentlichste. Man hätte vom Boden essen können. Sie hatten nur ein Hemd anzuziehen, aber das wurde alle paar Tage gewaschen. Sie waren geschwächt, aber zäh, fröhlich und hilfsbereit. Mutter und ich sprachen viel und oft von diesen guten Kameraden; besonders von den Frauen in dem Nacht-und-Nebel-Block, das war der Todesblock von Ravensbrück, in dem die sowjetischen und die polnischen Partisanen untergebracht waren. Sie hielten eiserne Disziplin und Kameradschaft. Nichts wurde ohne Beschluß unternommen. Sie hatten ihre Parteileitung im Block. Jeden Sonntag war politische Informationsstunde. Sie erhielten nur die Nazi-Zeitung, besser aber war der Nachrichtendienst durch die deutschen Genossinnen, die außerhalb des Lagers arbeiten mußten. Diese Nachrichten und das, was aus der Zeitung wichtig war, wurde von einer Genossin der KPdSU zu einem politischen Bericht zusammengefaßt. Soweit Mutter es beurteilen konnte, gab es im Block nicht viele Mitglieder der KPdSU, aber sie führ-

ten ihre Kameradinnen und wurden von ihnen anerkannt. Sie diskutierten lebhaft, nie gab es dort Verrat. Kein politischer Festtag wurde vergessen, und tagelange Vorbereitungen wurden dazu getroffen. Der 1. Mai und der Internationale Frauentag waren im Lager Tage der Solidarität, Tage illegaler internationaler Kundgebungen.

Um Mutter kümmerten sich besonders die Genossinnen Galina und Schura. Sie ließen sie nie allein, waren stets und ständig an ihrer Seite. Die beiden sowjetischen Genossinnen schützten das Leben der Frau Ernst Thälmanns.

Sie sorgten für Essen, für Wäsche, für ärztliche Betreuung, sie unterhielten sich mit Mutter in deutscher Sprache und erleichterten ihr das harte Leben im Lager.

So edel und selbstlos waren die sowjetischen Frauen, von denen die Gestaposchergen Suffenplan, Heller und Opitz gesagt hatten, daß sie Bestien in Menschengestalt wären.

ERNST THÄLMANN FINDET VERBINDUNG ZU SOLDATEN

Ein unvergeßliches Erlebnis war der Besuch bei meinem Vater im Jahr 1943 in Hannover. Ich fuhr von Singen nach Hannover. Als ich in die Zelle meines Vaters trat, wußte er bereits von meiner Ankunft. Ich wunderte mich und gab Vater als erstes eine Schreibtafel. Er schrieb darauf: „Ich habe Verbindung gefun-

den zu einer Flakgruppe, die auf dem Dach des Gefängnisses postiert ist." Es stellte sich heraus, daß ihm hier seine frühere Seemannstätigkeit zu Hilfe kam. Die Flaksoldaten hatten ihn durch Winkzeichen verständigt, daß ich das Gefängnis betreten hatte. Vater war glücklich über die Verständigung, nun konnte er wieder mehr am Leben teilnehmen. Wenn das Gefängnis sauber von Spitzeln war, begann er vom Fenster seiner Zelle aus durch Winksignale mit dieser Flakgruppe die Unterhaltung. Das war eine Stärkung für meinen Vater. Es zeigte ihm, daß nicht das ganze Volk aus Faschisten bestand, und bestätigte, was Stalin im Jahre 1942 gesagt hatte: „Die Hitler kommen und gehen, aber das deutsche Volk, der deutsche Staat bleibt." Das hatte Vater erkannt; denn er schrieb mir auf die Tafel: „Diese Soldaten kämpfen mit uns gegen das Hitlersystem, sie sind mutig."

Vater war immer zukunftsfroh. Er kämpfte weiter. Von seiner Zelle aus gab es deshalb kein Schweigen. Die Verbindungen Ernst Thälmanns zu den Genossen in den Konzentrationslagern, den Gefängnissen und zu denen im Ausland rissen nie ab.

ILLEGALE UNTERHALTUNGEN

Zu illegalen Unterhaltungen benutzten wir Tafeln, die man am Körper verstecken konnte. Das war aus folgendem Grunde notwendig: Die Gestapo hatte in Hannover in Vaters Zelle Horchapparate eingebaut. Da er

das sofort bemerkt hatte, suchte er neue Verständigungswege. Früher waren bei allen Besuchen Gestapobeamte dabeigewesen. Jetzt erklärte man meinem Vater, daß er zur Erleichterung seiner Haft mit seinem Besuch allein sein könnte. Aber Vater wußte genau warum. Er wußte, daß er noch mehr als vordem bespitzelt werden sollte; denn jedes Gespräch, jedes Selbstgespräch, jeden Atemzug, jedes Husten, jede Bewegung übermittelten die Horchapparate der Geheimen Staatspolizei. Sie hoffte von ihm jetzt zu erfahren, was sie auch durch Schläge und Folterungen nicht erfahren hatte. Die Nazis dachten, er würde uns ahnungslos wichtige geheime Dinge erzählen. Wir aber sprachen laut über belanglose Fragen und schrieben indessen alles, was Vater von der Partei wissen wollte und was ich der Partei sagen sollte, auf die Tafel. Das Geschriebene löschten wir gleich wieder aus, und ich versteckte beim Verlassen des Gefängnisses die Tafel. Es war eine gute Verständigung. Natürlich, ich war jung und ungeübt, doch Vater hatte Geduld, und ich lernte schnell. Man mußte gut nachdenken und geschickt sein, damit nichts auffiel. Bevor ich in das Gefängnis zum Besuch ging, habe ich mich deshalb gut vorbereitet, um auch nichts zu vergessen.

An einem Besuchstage schrieb Vater auf die Tafel: „Ich gebe Dir wichtiges Material mit, es sind zwanzig von meiner eigenen Hand vollgeschriebene Hefte. Du mußt sie in Sicherheit bringen. Fahre von hier aus nach Hamburg und denke daran, daß diese Notizen wichtig sind und unsere Genossen sie bekommen müssen."

Vater hatte durch die Flaksoldaten erfahren, wann die Wachen abgelöst würden; ich mußte das ausnutzen, um ungehindert das Gefängnis zu verlassen. Wahrscheinlich würden die diensthabenden Beamten jetzt interesselos sein; denn sie hatten Dienstschluß und wollten nach Hause. So war es auch. Ich kam ungehindert zum Bahnhof und fuhr mit dem nächsten Zug nach Hamburg.

VATER RUFT MICH

In Hamburg erwartete mich Furchtbares. Kaum war ich in unserer Wohnung angelangt, da gingen die Sirenen. Luftangriff! In dieser Nacht erfolgte der größte Bombenangriff auf Hamburg. Es war unbeschreiblich. Die Menschen sprangen brennend ins Wasser, dort brannten sie weiter. Phosphor wurde geworfen, taghell war die Stadt. Auf dem Asphalt der Straßen raste das Feuer. Die Menschen konnten sich nirgends retten. Sie verbrannten und verkohlten in ihren Kellern.

Wochenlang brannte Hamburg. Wir waren verzweifelt. Die Genossen und unsere Verwandten wollten fort von Hamburg. Ich war anderer Auffassung. Überall wurden die Züge bombardiert. Wenn sich die Menschen retten wollten, wurden sie auf freiem Felde von den Bordwaffen der amerikanischen und englischen Flieger niedergeschossen. Alles Bitten, meine Verwandten sollten in Hamburg bleiben und einen großen Bunker aufsuchen – denn dies war noch der beste Schutz – half nichts. Sie wollten in das Dorf Bargte-

heide. So begleitete ich sie. Ich selber wollte wieder nach Hamburg zurück. Unsere Wohnung stellte ich Genossen zur Verfügung, die durch die Bomben obdachlos geworden waren.

Mein Vater hatte von diesem Angriff durch einen Beamten der Gestapo aus Hamburg erfahren, der in Hannover zu tun hatte. Der hatte dem Direktor Suffenplan gesagt, daß in Hamburg kein Mensch mehr lebe. Suffenplan erzählte es Vater. Nun hatte Vater keine ruhige Minute mehr. Ich wußte das nicht und machte mir bei allen Angriffen selbst viel Sorgen um Vater, der in seiner Zelle wie in einem Käfig eingesperrt war. Ich spürte Vaters Unruhe und schrieb ihm sofort; meinen Brief hat er aber nicht erhalten, und seine Unruhe steigerte sich.

Bald erhielt ich eine Karte von der Geheimen Staatspolizei, durch die ich aufgefordert wurde, nach Berlin zu kommen, um eine Besuchserlaubnis abzuholen. Vater hatte so lange gekämpft und Krach gemacht, bis er sich durchgesetzt hatte; er wollte wissen, ob ich lebe. Wenn ja, dann verlangte er meinen Besuch. In Berlin fuhr ich zu einer Genossin, die das wichtige Material, das mir Vater in Hannover übergeben hatte, in Sicherheit brachte. Dann ging ich zur Geheimen Staatspolizei, in die Höhle des Löwen, um mir die Besuchserlaubnis abzuholen.

Die Gestapo eröffnete mir, daß mein Vater nicht mehr in Hannover sei, sondern in Bautzen. Das veränderte meine Pläne. Ich war der Auffassung, daß Vaters Material in Berlin nicht sicher genug unterge-

bracht wäre; deshalb nahm ich es wieder an mich und fuhr zunächst zu meiner Tante nach Weißwasser, bei der ich vier Tage blieb. Die Tante hatte für Vater gebacken und einiges vorbereitet. Von den Hamburger Genossen hatte ich auch Geschenke für Vater erhalten. Mit einem schweren Koffer voll Wäsche und Lebensmittel fuhr ich nach Bautzen. So viel hatte die Liebe und Fürsorge der Freunde und Genossen zusammengetragen.

HANNOVER-BAUTZEN

Mein Vater war am 11. August 1943 vom Gerichtsgefängnis Hannover in das Strafgefängnis Bautzen überführt worden. Er schrieb darüber an einen jungen Freund, den Kerkergenossen aus Bautzen, folgendes:

„Mit einem Gestapoauto und in Begleitung von Oberregierungsrat Heller und dem Gefängnisdirektor von Hannover, Oberregierungsrat Suffenplan, ist der Transport durchgeführt worden. Im Harzgebiet, kurz nach der Stadt Goslar, wurde in einem etwas hochgelegenen Gasthof Rast gemacht. Zufälligerweise waren dort Ausgebombte aus Hamburg einquartiert, und als wir draußen am Tisch saßen, erkannten mich die Hamburger Frauen. Was mögen sie wohl gedacht haben? Dann wurde in Oschatz in Sachsen (zwischen Leipzig und Dresden gelegen) in einer von Militär überfüllten Essenskneipe haltgemacht. Der Aufenthalt dauerte längere Zeit. Dort erkannten mich sofort die anwesenden Fliegerunteroffiziere sowie ihre Mannschaften. Es

setzte ein ununterbrochenes Beobachten, ein Rein- und Rausgehen in dem Lokal ein. Der verantwortliche Gestapobeamte Heller, der sonst ruhig war, wurde sehr nervös.

Um $1/2$ 6 Uhr ging es weiter. Alles stand draußen. Die Menschen lächelten und grüßten mich still zum Abschied. Eine Frau aus dem Volke mit einem Kind auf dem Arm gab mir den letzten Abschiedsgruß. Die Tränen standen mir in den Augen: diese stille Freude so unverhofft erleben zu können!"

FREUNDE IN BAUTZEN

In Bautzen auf dem Bahnhof schaute ich mich nach einem Gepäckträger um; denn ich konnte den schweren Koffer nicht allein tragen. Da sah ich einen älteren Mann, zu dem ich Zutrauen faßte, gab ihm meinen Koffer und sagte: „Zum Gefängnis, bitte."

Das Bautzener Gefängnis war ein Jugendgefängnis, und der Mann fragte: „Wollen Sie Ihren Bruder besuchen?" Als er hörte, daß ich zu meinem Vater wolle, schaute er mich groß an und lächelte ein bißchen.

Dann sagte er: „Wissen Sie, wir haben jetzt einen Mann hier im Gefängnis, vielleicht kennen Sie den, oder wollen Sie gar zu ihm? Es ist ein Arbeiter, der vielen Menschen bekannt ist."

„Nun, was denken Sie von dem Mann?" fragte ich ihn.

Er erwiderte: „Ich habe ihn gern. Es ist bestimmt Ihr Vater."

Da sagte ich: „Ja, Sie haben recht, ich bin die Tochter von Ernst Thälmann."

Der Gepäckträger war sehr gut zu mir, und ich spürte: Er gehört zu Vater und zur Partei. Mir war froh und leicht zumute. Der Freund wußte über alles Bescheid und erklärte: „Ganz Bautzen weiß, daß Ernst Thälmann hier ist. Die Nazis haben sehr geheimnisvoll getan, aber wir haben es sofort erfahren. Sie haben es zu auffällig gemacht und sind mit einer ganzen Kolonne gekommen, als wäre Ernst Thälmann ein Schwerverbrecher. Im Gefängnis waren sie sehr aufgeregt, alles stand kopf, und die Wände im Gefängnis haben Ohren! Es ging wie ein Lauffeuer durch unser Städtchen."

Er brachte mich bis zum Gefängnis. Ich war guter Stimmung.

DER BESUCH

Das Gefängnis in Bautzen mit dem Direktor, Regierungsrat Plischke, war weit schlimmer als das in Hannover. Plischkes erstes Wort war: „Wo waren Sie so lange, Sie sollten bereits vor vier Tagen hier eintreffen. Die Gestapo sucht Sie überall, wo haben Sie sich aufgehalten?"

Ich erklärte: „Ich war nur bei meinen Verwandten und habe für Vater etwas zu essen geholt!" Nun begann die Kofferkontrolle. Nichts blieb ununtersucht. Der Beamte riß die Wäsche auseinander und behandelte die so liebevoll geschenkten Lebensmittel so, daß in mir die Wut hochstieg.

Endlich war ich bei Vater. Wir standen uns zuerst eine Sekunde stumm gegenüber, dann freuten wir uns von ganzem Herzen, daß wir noch lebten und uns sahen.

In der Zwischenzeit hatte Vater in Hannover viel durchgemacht. Bei einem Fliegerangriff war das Gefängnis bombardiert worden. Vater erzählte, daß in seiner Zelle über 60 Grad Hitze geherrscht hatten. Seine Sorge um die Gefangenen war sehr groß. Er sagte: „Die Frauen schrien nach ihren Kindern. Ich war hilflos und unglücklich. Ich vergesse diese Nacht nie. Unschuldige Frauen und Kinder sterben in diesem Krieg, in einem Krieg, der für die Interessen des internationalen Kapitals geführt wird. Irma, dieser Krieg ist eine Barbarei, alle Menschen müßten den Krieg hassen!"

Jeden Tag hatten im Gefängnishof die Beamten Luftschutz- und Feuerwehrübungen gemacht – doch als es darauf ankam, sich einzusetzen, da haben sie sich selbst in Sicherheit gebracht, und die Gefangenen blieben wie die wilden Tiere eingesperrt und rüttelten an den Gitterstäben, die heiß wie Feuer waren. Kein Wasser zum Trinken gab es, keine Hilfe. „Ich fragte den Oberregierungsrat Suffenplan", so erzählte mein Vater weiter. „‚Sagen Sie mir, ob Sie dies alles mit Ihrem Gewissen vereinbaren können. Warum schließen Sie nicht auf?'

‚Ich habe keine Anweisung dazu', war die Antwort."

Vater sagte zu mir: „Irma, diese Menschen haben kein Verantwortungsbewußtsein, sie brauchen auch nicht mehr zu denken, sie lassen sich auf Befehl selber morden."

Der diensthabende Beamte wollte Vater unterbrechen, aber Vater war in einer solchen Stimmung, daß ihn nichts davon abhielt, auch dem anwesenden Beamten seine Meinung zu sagen.

„Und dieser Eroberungskrieg wird mit der Vernichtung des faschistischen Systems enden!" Das waren seine Worte.

ABSCHIED FÜR IMMER

Vater bat mich, ich solle nach Weißwasser zurückfahren, dort bleiben und ihn in vierzehn Tagen auf der Rückfahrt nach Singen noch einmal besuchen. Eine solche Aufforderung hatte Vater nie an uns gestellt. Aber er sah die politischen und militärischen Zusammenhänge und war der Auffassung, daß der Krieg dem Ende zugehe, daß der Vormarsch der sowjetischen Armee nicht mehr aufzuhalten sei.

Die bevorstehende Niederlage jedoch mußte die Brutalität und den Haß der Faschisten noch mehr verstärken – Vater fühlte sein Leben mehr denn je bedroht!

In seiner schon erwähnten Antwort auf Briefe eines Kerkergenossen schrieb Vater:

„Wird man mich so ohne weiteres aus der Kerkerverbannung wieder in die Welt zurückkehren lassen? Nein! Freiwillig ganz bestimmt nicht. Es besteht sogar die Wahrscheinlichkeit, so grausam und so hart es ist, es hier auszusprechen, daß bei einem für Deutschland gefahrvollen Vordrängen der Sowjetarmeen und im

Zusammenhang mit der damit verbundenen Verschlechterung der Gesamtkriegslage das nationalsozialistische Regime alles tun wird, um die Persönlichkeit ‚Ernst Thälmann' schachmatt zu setzen. Das Hitlerregime wird in einer solchen Situation nicht davor zurückschrecken, Thälmann vorzeitig beiseite bzw. fortzuschaffen oder aber für immer zu erledigen."

Nach vierzehn Tagen kam ich nach Bautzen zurück. Ich unterhielt mich wieder mit meinem Freund, dem Gepäckträger, und sagte ihm, daß meine Mutter in nächster Zeit nach Bautzen kommen werde. Ich beschrieb sie ihm, und er versprach, auch ihr zu helfen. Dann ging ich zum Gefängnis.

Vater begrüßte mich und flüsterte mir, als sich der Beamte eine Sekunde abwandte, zu: „Wo ist das Material?" Ich gab ihm zu verstehen, daß es in Bautzen im Hotel sei. Vater erschrak; er sorgte sich um mich und um die sichere Aufbewahrung des Materials, aber ich beruhigte ihn.

Es war ein schrecklich heißer Tag, und mein Vater litt in seiner engen Zelle sehr an Durst. So bat er mich: „Kannst du mir nicht ein bißchen Obst besorgen?" Ich versprach es ihm.

Nach dem Verlassen des Gefängnisses suchte ich überall in Bautzen nach Obst. Ich bekam nichts. Da sagte man mir, daß es in einer Großhandlung noch Äpfel und Birnen gäbe. Ich ging dort hin. Auf meine Frage antwortete die Verkäuferin: „Sie sind keine ständige Kundin. Ich kann Ihnen nichts verkaufen, wir haben nicht genug." Doch ich bat sie sehr dringend:

„Bitte, geben Sie mir etwas. Ich möchte es für meinen Vater haben, der im Gefängnis ist.“ Da fragte sie: „Sind Sie vielleicht die Tochter Ernst Thälmanns?“ Ich bejahte.

Da packte sie Äpfel und Birnen ein. Ich fragte, ob sie meinem Vater ständig Obst geben würde, wenn der Gefängniswärter es abholte. Sie war damit einverstanden. Nun schrieb ich vor meiner Abreise, auf dem Bahnhof von Bautzen, auf offener Karte an Vater: „Lieber Vater! Schicke in die Großhandlung R. Du wirst dort laufend Obst kaufen können.“ Diese Karte verursachte viel Aufregung – die Postbeamten haben in Bautzen erzählt, daß ich bei meinem Vater zu Besuch war.

Das kam der Gestapo zu Ohren. Die Gestapoleute erklärten: „Nur seine Tochter hat gewußt, daß Thälmann in Bautzen ist – also hat sie überall Propaganda gemacht.“

Nun sagten sie zu Vater, daß ich ihn unter meinem Namen nicht mehr besuchen dürfe. Vater erklärte: „Wenn meine Tochter unter falschem Namen zu mir kommen soll, dann kommt sie nicht. Unter falschem Namen schreiben erlaube ich ebenfalls nicht.“

Dies war also mein letzter Besuch bei meinem Vater. Ich habe ihn in Bautzen das letzte Mal gesehen. Meine Mutter ist noch zweimal unter ihrem Mädchennamen nach Bautzen gefahren. Sie hat im Hotel unter diesem Namen gewohnt. Wir sind aber heute noch überzeugt, daß trotzdem ganz Bautzen erfahren hat, daß die Frau Ernst Thälmanns zu Besuch war. Unser Freund, der Gepäckträger, wird dafür gesorgt haben.

Vor dem 16. April 1944 hatten Mutter und ich Vorbereitungen für Vaters Geburtstag getroffen. Wir hatten Kuchen gebacken und dazu die Lebensmittel verwendet, die wir von Freunden und Genossen für Vater bekommen hatten.

Am 16. April, dem Geburtstag meines Vaters, fuhr Mutter mit dem ersten Zug nach Bautzen. Kaum hatte sie die Wohnung verlassen, war großer Krach vor der Tür. Ich erschrak zunächst, wußte aber sofort Bescheid. Im gleichen Moment wurde mit Kolben an die Tür geschlagen. Es ertönte der Ruf: „Aufmachen, Geheime Staatspolizei!" Zwanzig Mann stürmten in unsere Wohnung, das Haus war umstellt.

Die Gestapoleute hausten wie die Räuber, jedes Buch wurde durchblättert und auf die Erde geworfen. Die Wäsche und die Kleider wurden aus den Schränken herausgerissen. Mit ihren Schaftstiefeln traten die Faschisten darauf herum. Nach kurzer Zeit sah man nur noch ein wüstes Durcheinander.

Ich habe keine Miene verzogen, sondern mich ruhig verhalten und so getan, als würde mich das Ganze nicht kümmern. In meinem Inneren zitterte ich; denn alles, was ich in den letzten Jahren von Vater aus der Haft geschmuggelt hatte, war hier: die Anklageschrift, die Briefe und einige Fotos, die ich in der Zelle von ihm gemacht hatte. Ich hatte mich daraufgesetzt.

Nach vier Stunden erklärten die Gestapobeamten: „Sie sind verhaftet! Kommen Sie mit!" Da stand ich

das erste Mal von meinem Platz auf, und alle zwanzig Mann folgten mir.

Nun waren die Briefe Vaters gerettet! Ich wußte, daß meine Mutter nach ihrer Rückkehr sofort das Material in Sicherheit bringen würde. So ist es auch geschehen.

Bei der Polizei erklärte mir ein Gestapomann: „Ihnen wird noch das Lachen vergehen. Sie werden sich noch gewaltig verändern. So gut, wie Sie jetzt aussehen, werden Sie nie mehr aussehen!"

Nach drei Tagen haben mich die Gestapoverbrecher nach Hamburg gebracht. Dort war ich vom ersten Tage an in Einzelhaft. Man nahm mir alles weg. Jede Nacht wurden meine Kleider aus der Zelle herausgeholt. Als ich dagegen protestierte, bekam ich keine Antwort. Die Gestapoleute taten, als wollten sie verhindern, daß ich mir das Leben nehme. Das war Hohn! Im Grunde war es so: Sie lenkten meine Gedanken dahin, daß ich Selbstmord verüben sollte. Ich kannte jedoch alle diese Methoden und sagte der Wärterin jeden Abend: „Sie können ruhig alles hierlassen. Ich hänge mich nicht auf." Die Wärterinnen kannten mich nicht. Ich hatte den Namen Martha Suhren von der Gestapo bekommen. Niemand sollte wissen, wer ich war.

Im Juli wurde ich nach Berlin transportiert und landete in Berlin-Charlottenburg.

Mutter war indessen in Bautzen nicht zu Vater gelassen worden. Sie fuhr zur Leitung der Gestapo nach Berlin. Dort gab man ihr keine Auskunft. Nun fuhr Mutter nach Weißwasser zu Verwandten und von dort

nach Hause. Dort erfuhr sie von meiner Verhaftung und brachte noch Vaters Briefe in ein sicheres Versteck. Nach einigen Tagen hatte man sie auch verhaftet und nach Berlin ins Polizeipräsidium am Alexanderplatz transportiert.

WAS GESCHAH IN BUCHENWALD?

Am 28. September 1944 wurde ich in der Frühe mit einem Sammeltransport von Charlottenburg fortgebracht. Unterwegs (vielleicht war es in Plötzensee) hatte der Gefängniswagen, der in Zellen eingeteilt war, einen recht langen Aufenthalt. Einige Häftlinge, die sich vorher laut unterhalten hatten, wurden ausgeladen. Ich blieb allein im Wagen zurück. Meine Zelle grenzte direkt an den Führersitz der Chauffeure. Ich verstand durch die dünne Wand jedes Wort, das sie miteinander sprachen.

Auf einmal sagte einer: „Hast du die Notiz gelesen von dem Bombenangriff auf Buchenwald? Was sagst du dazu, daß ausgerechnet Thälmann und Breitscheid dabei ums Leben gekommen sind?"

Ich konnte das zuerst gar nicht fassen; denn was sollte mein Vater in Buchenwald? Ich wußte doch, daß er in Bautzen war. Aber meine Gedanken bohrten ununterbrochen: Was ist mit Vater? Ich klopfte an die Wand und fragte: „Bitte, was haben Sie eben gesagt? Wer ist in Buchenwald ums Leben gekommen?" Sie antworteten: „Was interessiert Sie das?"

Ich war in heller Verzweiflung und fragte nochmals: „Bitte, sagen Sie mir doch, was in Buchenwald geschehen ist!"

Sie erwiderten abermals: „Was interessiert Sie denn das?"

In meiner Herzensangst sagte ich: „Ernst Thälmann ist doch mein Vater! Ich muß es wissen! Bitte, sagen Sie mir die Wahrheit!"

Da antworteten sie:

„Ja, wenn wir das gewußt hätten, hätten wir uns nicht darüber unterhalten. Die Zeitungen melden tatsächlich, daß Ernst Thälmann bei diesem Bombenangriff ums Leben gekommen sein soll."

DIE ROTE ARMEE IST NAHE

Wie ich dann ins Polizeipräsidium eingeliefert wurde und wie die Aufnahmeformalitäten erledigt wurden – das weiß ich alles nicht mehr. Ich hatte immer nur den Gedanken: Das kann nicht wahr sein! Völlig verzweifelt saß ich in meiner Zelle.

Am Abend wurde vom Fenster meiner Nebenzelle ununterbrochen gerufen: „Wo kommst du her? Wer bist du? Kommst du von Charlottenburg? Sag, hast du in Charlottenburg Irma Thälmann kennengelernt? Sie heißt jetzt Suhren." Als ich das hörte, gab ich der Nachbarin Antwort. Es war eine Antifaschistin, die im Gefängnis beim Fliegerangriff mehrmals mit meiner Mutter in einer Zelle zusammengewesen war.

Sie sagte zu mir: „Ihre Mutter läßt Sie herzlich grüßen. Sie sollen tapfer sein. Vor drei Tagen ist Ihre Mutter in das Lager Ravensbrück transportiert worden. Haben Sie Hoffnung! Wir alle wissen: Der Krieg und der Faschismus haben bald ein Ende. Die Rote Armee ist nicht mehr weit von Berlin. Sie wird uns befreien, auch Ihren Vater. Ihre Mutter glaubt nicht an den Bombenangriff und an seinen Tod."

Wir unterhielten uns weiter. Die Kameradin half mir, zuversichtlich allem Kommenden entgegenzuschauen. Wir blieben innerlich stark.

Am anderen Morgen ging der Transport weiter nach Ravensbrück. Ich war still. Als ich dort in einer langen Reihe von Gefangenen stand, erschien auf einmal eine Frau mit einer roten Armbinde und rief streng und barsch:

„Wo ist hier Irma Vester?" – Das war jetzt mein Name. – „Raustreten, kommen Sie mit!"

Als wir fünf Schritte von den anderen weg waren, sagte sie: „Guten Tag, Irma, sei ganz ruhig, laß dir nichts anmerken. Deiner Mutter geht es gut. Du wirst sie heute noch sehen. Verhalte dich so, wie ich es dir jetzt sage. Die Faschisten wollen dich in den Bunker stecken. Auf deinem Transportschein steht ‚Rückkehr nicht erwünscht'. Das ist gefährlich. Es wird nachher ein Transport zusammengestellt. Du wirst ohne Aufsehen mit diesem Transport morgen früh Ravensbrück wieder verlassen. Der Transport geht in das Waldbaustraflager bei Neubrandenburg. Du wirst dort schwer arbeiten müssen, aber die kurze Zeit bis zu unserer

Befreiung wirst du durchhalten. Es kommen täglich Massentransporte; da merkt keiner etwas."

EINE NACHT IN RAVENSBRÜCK

Wir kamen in einen überfüllten Block. Die Menschen lagen übereinander wie die Heringe. Viele Frauen hatten keinen Platz zum Hinlegen; sie standen, fielen im Schlaf auf die anderen – es war entsetzlich. Geschrei, Schläge, Fluchen, wie eine Hölle war es.

Am späten Abend, als die Aufseherin bereits Nachtruhe geboten hatte, wurde ich ins Dienstzimmer geholt. Dort waren wieder die Genossin der Lagerpolizei und einige andere Genossinnen. Sie waren gut zu mir. Ich bekam Wäsche und Schuhe, die ich im Waldbaustraflager tragen konnte. Die Genossin sagte zu mir: „Wir gehen jetzt zum Block 32. Er heißt Nacht-und-Nebel-Block. Dort liegen die Partisanen aus der Sowjetunion und Polen. Bei ihnen ist deine Mutter. Sie ist bei ihnen in den allerbesten Händen. In diesem Block gibt es keinen Verrat. Du wirst diese Nacht bei deiner Mutter schlafen, und ihr könnt euch bis zum Morgen unterhalten. Hab keine Angst. Es ist alles gesichert. Dir und Mutter kann nichts passieren. Eher würden wir uns zerstückeln lassen!"

Es war schön. Ich konnte mich die ganze Nacht hindurch mit Mutter unterhalten. Sie war damals noch sehr krank. Der Lagerkommandant hatte ihr mitgeteilt, daß Vater beim Fliegerangriff getötet worden war. Aber

wir wollten es nicht glauben und trösteten uns gegenseitig. In unserem Innersten waren wir voller Unruhe. Wir verbargen es voreinander und hofften und hofften. Mutter gab mir sehr viele Ratschläge für mein Verhalten, weil sie der Meinung war, daß ich den Faschisten zu deutlich meinen Haß zeige; sie hatte schon ihre Lagererfahrungen.

Am anderen Morgen um fünf Uhr holten mich die Genossinnen zu den anderen zurück, zehn Minuten später war Antreten zum Abmarsch.

IM WALDBAUSTRAFLAGER

Ich wurde im Waldbaustraflager zur Küchenarbeit eingeteilt. Dort waren nur polnische Frauen und Mädchen. Die Arbeit war sehr schwer, aber wir hielten gute Kameradschaft. In der ersten Zeit ging alles gut. Ich wurde nicht beschimpft, machte meine Arbeit und hoffte auf baldige Freiheit. Eines Tages kam zu mir eine junge Aufseherin mit der Aufforderung: „Trag die Kessel weg!" Bis jetzt war das immer die Arbeit von mehreren gewesen. Als ich sie ansah, sagte sie: „Hörst du nicht, du Kommunistenschwein?"

Von da an quälte sie mich unmenschlich. Sobald sie die Küche betrat, suchten ihre Augen mich, und während der Zeit, in der sie Dienst hatte, war sie darauf bedacht, mir das Leben unerträglich zu machen. Die polnischen Mädchen sagten: „Irma, paß auf, die sucht etwas gegen dich."

Eines Tages warf sie mir eine Beleidigung gegen Vater an den Kopf, den „Kommunistenhund, der ja nicht mehr lebt, aber alle anderen ..." Und sie fügte hinzu: „Gut, daß der tot ist." Das war am 17. November. An diesem Tage war sie wie eine Bestie. Ich konnte es nicht mehr aushalten. Als sie wieder Vater und die Partei beschimpfte, schaute ich sie verächtlich an und maß sie mit einem Blick, der meinen ganzen Haß zum Ausdruck brachte. Da sprang sie auf mich zu und schlug mir ins Gesicht. Ich fuhr mit meinem Arm in die Höhe, um mein Gesicht zu schützen. In der Hand hatte ich ein Kartoffelschälmesser. In ihrer Wut bemerkte sie es nicht und verletzte sich im Gesicht. Das war das Signal! Sie nahm den großen, schweren hölzernen Kochlöffel, der in den Hundertliterkesseln zum Umrühren verwendet wurde, und schlug mir damit ununterbrochen auf den Kopf und ins Gesicht. Dabei schrie sie so, daß alles zusammenlief. Sie warf mich zu Boden und bearbeitete mich weiter mit dem schweren Löffel.

Das ganze Straflager kam in Aufregung, die SS-Bestien schlugen und zerrten mich durch das Straflager, in dem die Sträflinge Spalier stehen mußten.

Es lag tiefer Schnee. Immer wieder warfen sie mich zu Boden und prügelten mich. Endlich landete ich beim Kommandanten. Ich lag dort wie tot. Als ich wieder das Bewußtsein erlangt hatte, hörte ich gerade, wie die Aufseherin dem Kommandanten erklärte, ich hätte sie mit dem Messer überfallen in der Absicht, sie umzubringen.

Ich schilderte dem Lagerkommandanten genau, wie es sich zugetragen hatte. Er erklärte mir aber: „Ich behalte Sie keine Stunde länger im Lager."

Dann telefonierte er mit der Lagerleitung in Neubrandenburg und forderte meine Abholung. Dabei sagte er folgendes:

„Dieses Weib ist gemeingefährlich. Sie muß sofort weg. Es macht nichts, wenn Sie kein Auto haben, die geht zu Fuß."

Nachdem er den Hörer aufgelegt hatte, fügte er, zu mir gewandt, hinzu:

„Jede Kugel ist für dich zu schade. Am liebsten würde ich dich am nächsten Baum aufhängen, so wie man es mit dem Kommunistenverbrecher, deinem Vater, gemacht hat."

Kaum konnte ich wieder stehen, erschienen zwei schwerbewaffnete SS-Leute. Mit ihnen zusammen mußte ich zu Fuß den mir endlos scheinenden Weg nach Neubrandenburg machen. Ich war todmüde und zerschlagen, meine Füße waren zerschunden, jeder Schritt tat mir weh. Die Holzpantinen blieben im Schnee stecken. Wenn ich sie aufheben wollte, fiel ich nieder. So ließ ich sie liegen und ging auf Strümpfen weiter. Ich konnte keinen Gedanken mehr fassen und fühlte kaum noch etwas. Durch die Schläge auf den Leib hatten sich die Därme entleert, ich hatte gebrochen, alles war wundgescheuert. –

Man kann das, was Menschen durch die bestialischen Methoden der Faschisten erleiden mußten, einfach nicht in Worten wiedergeben.

Einer der Bewaffneten sagte zum anderen: „Warum transportieren wir sie eigentlich erst nach Neubrandenburg? Schießen wir sie doch nieder! Wir werden dafür noch mit Bier und Zigaretten belohnt."

Der andere erklärte: „Wenn du nicht die Schnauze hältst, kannst du was erleben. Ich habe noch ein Gewissen."

In Neubrandenburg schauten mich manche mitleidig an. Ich sah wohl unmenschlich aus.

KAMERADSCHAFT

Nach sechs Wochen Arrest – am 31. Dezember – wurde ich aus dem Bunker herausgeholt und nach Ravensbrück gebracht.

Der „Bunker" war entsetzlich: Die Wände waren vereist, das Waschwasser war eingefroren. Ich litt Hunger. Am Tage hatte ich keine Decke, nachts eine einzige, die verlaust war. Ich wurde krank, hatte Fieber und bekam Karbunkeln. Ich war sterbensmüde.

In Ravensbrück wurde ich zu dem brutalen und gemeinen Gestapobeamten Ramptor geschickt, der wegen seiner Folterungen und Erpressungen an den Frauen von Ravensbrück nach 1945 zum Tode verurteilt wurde. Er wollte mich ebenfalls erpressen: „Wenn du die Wahrheit sagst, kommst du frei. Sag, daß du die Aufseherin umbringen wolltest, dann kannst du gleich nach Singen fahren – wenn du weiter schwindelst, lasse ich dich aus dem Bunker nie mehr heraus."

In der Zwischenzeit war folgendes geschehen: Eine andere Aufseherin war mit der jungen Küchenaufseherin spinnefeind. Diese Aufseherin hatte ihre Aussagen und die der polnischen Frauen, mit denen ich gearbeitet hatte, dem Lagerkommandanten übermittelt. Sie stimmten mit den meinen überein. Trotzdem hatte man die polnischen Mädchen nach Ravensbrück geholt. Ramptor sollte sie zu gegenteiligen Aussagen zwingen. Diese jungen polnischen Mädchen waren sehr religiös, und sie erklärten Ramptor, der ihnen alles mögliche versprach: „Gott hört es, wenn wir lügen. Irma hat die Aufseherin nicht überfallen." Sie blieben bei ihren Aussagen.

Nach einigen Stunden Verhör wurde ich zum Lager Neubrandenburg zurückgebracht. Der dortige Lagerkommandant hatte bei meinem Eintreffen noch keinen Bericht über den Ausgang des Falles. Er wollte mich nicht behalten. Aber ein Anruf von Neubrandenburg nach Ravensbrück mußte wohl ergeben haben, daß ich bleiben sollte.

Beim ersten Appell am Abend fiel ich ohnmächtig um. Ich hatte hohes Fieber. Eine gefangene sowjetische Ärztin und eine gefangene deutsche Nonne brachten mich ins Krankenrevier. Diesen beiden Menschen verdanke ich, daß ich noch lebe. Sie haben mich gefüttert wie ein kleines Kind und die Hilfe der antifaschistischen Frauen im Lager organisiert. Sie rösteten für mich das Brot. Alles, was in ihren Kräften stand, taten sie. Nach vierzehn Tagen mußte ich wieder arbeiten. Das Ziel des Lagerkommandanten war, den Befehl auf

dem Schutzhaftschein – „Rückkehr nicht erwünscht" – auszuführen. Ich wurde wieder krank.

Aber der Frühling kam und mit ihm die Hoffnung auf Befreiung. Das gab uns übermenschliche Kraft. Und die Befreiung kündigte sich bereits an. Von fernher hörten wir die dröhnenden Geschütze der Sowjetarmee.

DIE BEFREIUNG

Das faschistische Deutschland brach zusammen.

Am 26. April 1945 verließ die SS mit allen Häftlingen das Lager Neubrandenburg. Nur die Kranken und das Pflegepersonal blieben zurück. Es waren meist sowjetische, tschechoslowakische und polnische Frauen. Drei Tage waren wir allein. Am Lager zogen die geschlagenen Reste der deutschen Wehrmacht vorbei. Es war ein jämmerliches Bild. Der faschistische Welteroberungstraum war zu Ende.

Wir waren alle sehr aufgeregt und erwarteten jeden Augenblick die Rote Armee. Schon hörten wir das Rasseln der Panzer, und am 29. April – so um die Mittagszeit – sahen wir den ersten Panzer, an dessen Turm eine rote Fahne wehte, die Anhöhe herunterkommen. Endlich! Alle, die nur irgendwie gehen konnten, rannten auf die Straße. Der schönste Augenblick unseres Lebens war gekommen: die Befreiung durch die Sowjetarmee!

Wir stürzten dem Panzerwagen entgegen, sprangen an den Rotarmisten hoch und umarmten sie. Wir wein-

ten vor Freude. Die Kameradinnen erzählten den Soldaten, daß ich die einzige Deutsche sei, und sagten zugleich, wer ich bin. Da war die Begrüßung doppelt herzlich, und der besondere Gruß und die erste Frage der Sowjetsoldaten galt dem Führer der Kommunistischen Partei Deutschlands, Ernst Thälmann, über dessen Schicksal wir noch nichts Endgültiges wußten.

Über unserem Lager wehte nun die rote Fahne.

Die Rotarmisten sagten zu uns: „Bleibt ruhig! Wir müssen jetzt weiter, um den Flugplatz zu besetzen, damit euch die Faschisten nicht jetzt noch ermorden.“ Diese Warnung war nicht unbegründet; denn bald bombardierten tatsächlich deutsche Flugzeuge das Lager. Sie trafen aber nur die Küche, und bald war der Spuk vorbei.

Am nächsten Tag wurde ich von einer sowjetischen Ärztin in das Krankenhaus von Neubrandenburg gebracht. Dort umgab mich wieder die Liebe und Freundschaft der sowjetischen Menschen. Von ihnen erhielt ich nun auch die Mitteilung, daß Vater nicht mehr in Bautzen wäre.

WIE ERNST THÄLMANN GEMORDET WURDE

Bald traf ich mit Mutter zusammen, aber unser Wiedersehen war still und schmerzlich; denn Vater war nicht da. Wir hofften beide von ganzem Herzen, daß er noch lebe, aber schließlich bestätigte sich die furchtbare Nachricht: Die Faschisten hatten Vater ermordet.

Später erfuhren wir von Genossen, welche die Haft in Buchenwald überlebt hatten, daß Vater zu der Zeit, als der amerikanische Bombenangriff auf Buchenwald stattfand, noch in Bautzen war. Heimlich haben ihn die Faschisten dann nachts von Bautzen nach Buchenwald transportiert. Dort wurde er – am 18. August 1944 – sofort ins Krematorium geschleppt und feige ermordet. Anschließend verbrannten die Henker seinen Leichnam. Sie wollten, daß nichts von Ernst Thälmann zurückblieb.

Unsere Pionierorganisation trägt heute den Namen Ernst Thälmann. Das ist eine große und schöne Verpflichtung.

Haltet immer das Gelöbnis der Thälmannpioniere:

> Ernst Thälmann ist mein Vorbild. Ich gelobe zu lernen, zu arbeiten und zu kämpfen, wie es Ernst Thälmann lehrt. Ich will nach den Gesetzen der Thälmannpioniere handeln. Getreu unserem Gruß bin ich für Frieden und Sozialismus immer bereit.

Günter Radczun

AUS DEM FUNKEN SCHLÄGT DIE FLAMME

248 Seiten einschließlich Fototeil · Leinen mit Schutzumschlag · 5,80 M

Best.-Nr. 629 297 7

Für Leser von 13 Jahren an

1889 studierte in Kasan ein junger Mann das Werk von Marx „Das Kapital". Er hieß Wladimir Iljitsch Uljanow. Später nannte er sich Lenin. Er erkannte: Die einzige revolutionäre Klasse in Rußland, das unter der Herrschaft des Zaren und seiner Beamten stöhnt, ist das Proletariat. Im Bündnis mit den Millionen Bauern wird es den Völkern Rußlands die Freiheit bringen. – Im Oktober 1917 siegten die Arbeiter und Bauern Rußlands in der großen sozialistischen Revolution über ihre Unterdrücker. Das Werk von Marx, Engels und Lenin wurde verwirklicht.

Über W. I. Lenin, von seinem Leben, seinem Kampf, von der Geburt und dem Werden seiner Lehre erzählt dieses Buch.

DER KINDERBUCHVERLAG BERLIN

THÄLMANN IST NIEMALS GEFALLEN

Geschichten und Berichte
RBB-Nr. 70

Mit Illustrationen und Fotos

168 Seiten · Pappband mit Folie · 2,– M

Best.-Nr. 628 989 0

Für Leser von 10 Jahren an

Dieser Sammelband über Ernst Thälmann enthält eine Vielzahl von Geschichten, Erinnerungen, Berichten, Gedichten und Liedern, die den jungen Lesern die Persönlichkeit des großen Arbeiterführers unseres Volkes lebendig machen und darüber hinaus viel Wissenwertes von dem politischen Geschehen in sechs Jahrzehnten vermitteln.

DER KINDERBUCHVERLAG BERLIN

Helga und Hansgeorg Meyer

KEINE BLUMEN FÜR DIE HELDEN

Illustrationen von Kurt Zimmermann

272 Seiten · Leinen mit Schutzumschlag · 5,80 M

Best.-Nr. 629 321 6

Für Leser von 13 Jahren an

Die Marschkolonne nimmt kein Ende, das Vivat hört nicht auf. Und immer wieder Blumen, Blumen, Blumen. Blüten auf den Tornistern, in den Gewehrläufen, ganze Sträuße in die Knopfleisten der Waffenröcke gesteckt. Sie machen das Feldgrau bunt.

Wie lange?

Schnittblumen verdorren rasch. Eine Stunde oder ein Tag, dann fallen sie. Sie fallen schon jetzt. Nagelstiefel stampfen sie in den Staub.

So erlebt Fritz Heckert 1914 in Berlin, wie Soldaten in einen mörderischen Krieg ziehen, wie sie als Helden gefeiert werden. Es ist eine Zeit, in der es für alle, die gegen diesen Krieg und für eine bessere Welt kämpfen, keine Blumen gibt – keine Blumen für die Helden.

DER KINDERBUCHVERLAG BERLIN

ROBINSONS BILLIGE BÜCHER

Diese Erinnerungen zeigen den großen Menschen Ernst Thälmann, den liebevollen Vater und den kühnen Führer der Kommunistischen Partei Deutschlands. Sie geben mit schlichten Worten ein anschauliches Bild von dem großen Mut und der vorbildlichen Standhaftigkeit Ernst Thälmanns während der Zeit seiner Einkerkerung durch die Faschisten. In diesem Buch erfahrt ihr, wie Ernst Thälmann – der sein Volk über alles liebte – lebte, arbeitete und kämpfte.

2 MARK